

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Günther M. Boll
Pater Franz Reinisch –
Die spirituellen Quellen seiner Kraft

Horacio Sosa-Carbó
Das Charisma der Kindlichkeit

Marieluise Becker
Die Gemeinschaft der Seligpreisungen

Günther M. Boll
Zweite Bekehrung (IV)

Hubertus und Maria-Theresia Brantzen
50 Jahre Schönstatt-Familienbewegung

Paul Zingg
Dynamik des Anfangs –
Die Kirche im Neuen Testament

Günther M. Boll Pater Franz Reinisch – Die spirituellen Quellen seiner Kraft	145
Horacio Sosa-Carbó Das Charisma der Kindlichkeit – Überwindung von Fehlformen der Religion	157
Marieluise Becker Die Gemeinschaft der Seligpreisungen	167
SCHÖNSTATT SPIRITUELL	
Zweite Bekehrung (IV) Umkehr als Gebet der Hingabe (G.M. Boll)	173
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
50 Jahre Schönstatt-Familienbewegung (Hubertus und Maria-Theresia Brantzen)	176
KLEINER LITERATURBERICHT	
Dynamik des Anfangs – Die Kirche im Neuen Testament (P. Zingg)	183

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-5414 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 11 62, D-5414 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rübener Straße 88
5400 Koblenz-Metternich

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 24,00 + DM 2,60 Porto. Ausland DM 24,00 zzgl. DM 3,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 6,50 + Porto.

Günther M. Boll

Pater Franz Reinisch –

Die spirituellen Quellen seiner Kraft*

Jeder, der den Lebens- und noch mehr den Todesweg Pater Reinischs auf sich wirken läßt, wird wohl wie von selbst die Frage in sich aufsteigen spüren: wie konnte dieser Mann trotz aller Anfechtungen von innen und außen so sicher seinen Weg gehen, der so ganz und gar außergewöhnlich war? Wo lagen die Quellen seiner Kraft? Es geht dabei um die inneren Quellen, aus denen seine Persönlichkeit gelebt und geschöpft hat. In unserer heutigen Denk- und Sprechweise würden wir sie spirituelle Quellen nennen und damit nach seiner persönlichen Spiritualität fragen, aus der er gelebt, die ihm in der Extremsituation seiner Lebens- und Todesentscheidung die eigentliche und letzte Kraftquelle geworden ist.

Indem wir dieser Frage nachgehen, stoßen wir auf drei Quellgründe: einmal die *Verwurzelung in einer lebendigen Tradition* überzeugt katholischer Lebensführung, wie er sie in seiner Familie und seiner Tiroler Heimat erlebt hat; sodann kraft vorsehungsgläubiger Führung seine *Verwurzelung in der pallottinischen Gemeinschaft* mit der originellen Geistigkeit ihres Gründers Vinzenz Pallotti; und schließlich die *Verwurzelung in der schönstättischen Spiritualität*, die er im Schoß seiner Gemeinschaft seit 1934 kennen- und liebgelernt hat.

1. VERWURZELUNG IN EINER LEBENDIGEN TRADITION

Eine erste Quelle also sprudelt in seiner Familie und seiner Heimat. Heute, im Lebensgefühl unserer pluralistischen Gesellschaft und in der Luft unserer nachkonziliaren Kirche, müssen wir uns das erst noch einmal bewußt machen: Pater Reinisch kommt aus einer Zeit und einem geistigen Milieu, in dem es lebendige katholische Tradition gab, die das gesamte persönliche und gesellschaftliche Leben der Menschen prägte und sozusagen durchtränkte. Vater und Mutter waren tiefgläubig. Franz und sein älterer Bruder gehen in Hall zu den Franziskanern aufs Gymnasium und leben jahrelang in ihrem Internat, Zugehörigkeit zum dritten Orden und zur Marianischen Kongregation sind mehr oder weniger selbstverständlich. Tiroler Geschichte ist nicht nur bestimmt von der heldenhaften Verteidigung der Heimat gegen die Truppen Napoleons – dafür steht der Name Andreas Hofer –, sondern ebenso durch den Herz-Jesu-Bund. Diese ganz natürliche und tiefreligiöse Verwurzelung in seiner Heimat durchzieht sein ganzes Leben. Noch

kurz vor seinem Tod erwähnt er den Wahlspruch seiner Studentenverbindung, bei dem ganz offensichtlich sein Herz mitschwingt: *Immobiles sicut Patriae montes* – unerschütterlich wie die Berge der Heimat!

Franz Reinisch ist verwurzelt in katholischer Kultur, und es kann kein Zweifel daran bestehen, daß ihm daraus ein Sensorium geschenkt wurde, um von Anfang an den un- und widerchristlichen Charakter des Nationalsozialismus zu „wittern“ und alles Vordergründige zu durchschauen. Man weiß, daß das im damaligen deutschen und österreichischen Katholizismus keineswegs selbstverständlich war.

In seinem „Lebensrückblick“ vom Juli 1942, einen Monat vor seinem Tod, schreibt er: „In meinem Leben stand eine dreifache ... religiös-übernatürliche Liebe als Ausdruck einer gesunden katholischen Erziehung im Vordergrund!

- a) Zu Jesus im allerheiligsten Altarsakrament und Maria als Immaculata.
- b) Zu den Heiligen: Theresia vom Kinde Jesu, Vinzenz Pallotti und Namenspatron Franz Xaver.
- c) Zum Hl. Vater in Rom, vor allem auch in persönlicher Zuneigung zu Pius XI. ...

Der lb. Gott hat mir ein tiefgläubiges Elternpaar geschenkt... Papst Pius X. erließ das berühmte Kommuniondekret. Meine Eltern legten in ihrer großen Liebe zum Hl. Vater Wert darauf, in ihrer Familie das Dekret durchzuführen...

Ich hing in meinen Kindheitsjahren mit tiefer Verehrung und Liebe an meiner Mutter. Besonders freute ich mich, wenn Mutter mich zu den herrlichen Maiandachten in die Jesuitenkirche mitnahm. Da wuchs in mir eine ganz große Marienliebe, die mich zu stillen Betrachtungen drängte. Gerne sammelte ich Heiligenbildchen. Beim Anblick des Kreuzweges konnte ich einen Zorn bekommen auf die bösen Menschen, die den lieben Heiland so grausam quälten, und aus Mitleid bitterlich weinen, wenn ich Jesus und Maria auf dem Kreuzweg innerlich begleitete“ (1,69 f.).¹

An seinem Primiztag erzählte ihm seine Mutter, daß sie ihn schon mit sechs Monaten bei der Fronleichnamsprozession in Bozen dem Heiland angeboten habe: „Wie nun der göttliche Heiland an uns vorbeikam, nahm ich Dich aus dem Wägelchen heraus und hob Dich empor und sagte: Lieber Heiland, wenn Du dieses Kind zum Priester machen willst, ich schenke es Dir von Herzen.“ Sie hatte es als ihr Geheimnis für sich behalten bis zu dem Tag, an dem dieses Kind am Primizaltar stand.

¹ Alle Zitate sind entnommen aus: Pater Franz Reinisch, Bd. I: Im Angesicht des Todes – Tagebuch aus dem Gefängnis, hrsg. von Klaus Brantzen, Schönstatt 1987

Diese Zitate – es ist nur eine Auswahl – könnte man als Illustration in einer Studie über „Milieukatholizismus“ verwenden. *Tempi passati*. Aber man darf nicht übersehen: hier haben wir ein Beispiel dafür, daß solche Erziehung nicht mehr oder weniger selbstverständlich zu oberflächlichem „Traditionschristentum“ geführt hat, wie man heutzutage etwas leichtfertig generalisiert – bei Pater Reinisch war alles gesund integriert und bewährte sich in der Extremsituation der Todeszelle als Quelle einer echt männlichen und priesterlichen Persönlichkeit. Pater Reinisch hat aus diesen verinnerlichten Glaubensüberzeugungen gelebt – bis in den freiwillig angenommenen Tod hinein.

2. VERWURZELUNG IN DER PALLOTTINISCHEN GEMEINSCHAFT

Die zweite Quelle seiner urpersönlichen Spiritualität fließt ihm zu von der Gesellschaft der Pallottiner und ihrem Gründer Vinzenz Pallotti. Er hat es zeitlebens als Führung der göttlichen Vorsehung gewertet, daß er – nach einigen Anläufen zu anderen Zielen – zu dieser Gemeinschaft berufen wurde. Bei seinem Theologiestudium traf er im Priesterseminar von Brixen die *Fratres* der süddeutschen Pallottinerprovinz, die damals ebenfalls dort studierten. Mit einem dieser jungen Pallottiner freundete er sich etwas an, da dieser ebenfalls, wie Franz Reinisch, Mitglied einer Studentenverbindung war. Die Wege der Vorsehung sind oft ebenso sonderbar wie wunderbar: im Glückwunschbrief zu seiner Primiz schrieb ihm dieser inzwischen Priester gewordene Pater Weickgenannt aus Amerika: „Ich würde mich freuen, Dich als Mitbruder einmal begrüßen zu können.“ Damit war etwas angestoßen in seiner Seele, das wohl schon früher angeregt worden war, aber sich jetzt auf der Primizreise nach Lourdes und Lisieux – die *Immaculata* und die kleine *Therese* hatten es ihm einfach angetan – zu dem gnadenhaften Entschluß ausreifte, in die Gesellschaft der Pallottiner einzutreten.

Mich hat es immer berührt, wenn ich in seinen Aufzeichnungen den entscheidenden Grund gelesen habe, der ihn zum Berufswechsel vom Juristen zum Priester bewogen hat: der Jurastudent hatte große Exerzitien bei einem Jesuiten gemacht und war im Anschluß daran zu einem Auswärtssemester nach Kiel gegangen. „Ich sah das sittlich-religiöse Elend dieser Hafengroßstadt mit den Augen der vierwöchentlichen Exerzitien an. Da brach in mir die Sehnsucht auf: Für Christus, den König, Seelen zu gewinnen.“ Persönlich glaube ich, daß sich hier eine Seelenverwandtschaft zeigt mit Vinzenz Pallotti, der „ad salvandas animas“ nicht nur selbst ein unermüdlicher Apostel geworden war, sondern seine Gesellschaft und sein Werk dem Weltapostolat geweiht hat.

Von seiner Noviziatszeit in Untermerzbach schreibt Pater Reinisch: „Es begann nun ein aszetischer Frühling. Besonders ergriff mich das Leben des ehrw. Stifters Vinzenz Pallotti, von P. Weber PSM geschrieben, sowie die Schriften Regola Grande, Apostolato cattolico usw. Die große Marienliebe Vinzenz Pallottis, die ihren Triumph feierte in der mystischen Vermählung, und die darauffolgende Schau des Weltapostolatswerkes lösten in mir die Sehnsucht aus, mit aller Kraft an mir zu arbeiten und ein echter Apostel zu werden. Je mehr ich mich aber ins Apostolatswerk, wie es im Schrifttum aufschien, vertiefte, umso mehr verstand ich den Infinitismus des ehrw. Vaters als Quelle solcher Wünsche, die aber nach meinem damaligen Verständnis nur Wünsche bleiben werden. Eine Realisierbarkeit der Idee des universellen Apostolates blieb mir verschleiert und schien mir fast unmöglich“ (1,76).

Was in der Zeit des Noviziates in ihm grundgelegt wurde – er nennt diese Zeit in der Rückschau „eine Zeit herrlichster seelischer Blüte, an die ich mich immer mit Wehmut und Sehnsucht erinnere“ –, blieb in ihm wirksam bis zu seinem Tod. Es gehört gewiß zu den überzeugendsten Charakterzügen Pater Reinischs, daß er in der Begegnung mit großen Ideen und Lebenswerten die schöpferische Kraft besaß, sie geistig zu durchdringen und sich seelisch anzueignen. In einer Zeit großer Identitätsprobleme und seelischer Ich-schwäche wie der unseren, in der es ungezählt vielen unheimlich schwerfällt, zu einem echten Personkern zu finden, verdienen die Ichstärke und die durchtragende Kontinuität einmal angeeigneter Überzeugungen höchste Beachtung. Was uns schon bei der Beobachtung seiner Verwurzelung im familiären und heimatlichen Boden aufgefallen ist, können wir unschwer auch bei dieser zweiten Quelle seiner spirituellen Kraft feststellen: Pater Reinisch hatte sich die Wesenselemente der Spiritualität Pallottis persönlich angeeignet und lebte daraus. Auch hierfür einige skizzenhafte Belege:

Dem Gefängnispfarrer, der ihn durch die schwere letzte Zeit begleitet – „mein Schutzengel“ nennt er ihn –, erklärt er: „Ich gebe mir alle Mühe, ganz pallottinisch zu leben. Ich halte genau meine Tagesordnung: Betrachtung, Lesung, Rosenkranz, geistiger Besuch der hl. Messe usw. Ich möchte ein ganz würdiger Sohn unseres Vaters Vinzenz Pallotti werden!“ (I,26 – vgl. auch die eindrucksvolle Gesamt-Tagesordnung, die er ganz detailliert schildert: 44). „Ja, ich wurde jetzt erst recht Pallottiner. Ich lernte schätzen, was die Gesellschaft unseres ehrwürdigen Stifters Vinzenz Pallotti für mich bedeutet. Der Glaube an seine Verheißung ‚haec societas ...‘ (hier bezieht sich Pater Reinisch auf die prophetische Aussage Pallottis auf seinem Totenbett, daß seine Gesellschaft von Gott gesegnet sein werde) verließ mich nie. Nun erkannte ich, wieviel ich meiner Provinz durch mein Leben geschadet.“

Weil hier schon einmal Zitate Pallottis in der charakteristischen, assoziativen Art Pater Reinischs angeklungen sind, soll dieser Zug noch ein wenig ausgeführt werden. Er läßt uns tief in seine Seele und seelische Veranlagung schauen. Die Schrift- und Redeweise Pater Reinischs ist durchsetzt von direkten und indirekten Zitaten. Manche Abschnitte sind wie ein Mosaik oder ein Teppich durchzogen und durchwoben von Anklängen an die geistige und geistliche Welt, in der er und aus der er lebte. Am nächsten kommt diese Art wohl der Vertrautheit mancher geistlicher Schriftsteller mit der Heiligen Schrift, die auf Schritt und Tritt anklingt, teils in wörtlichen Zitaten, teils in bestimmten Bildern oder Ausdrücken, die bei dem Kenner sofort den Hintergrund und den Kontext lebendig werden lassen, aus dem der Schriftsteller lebt und schreibt. So war es bei Pater Reinisch. Ein paar Beispiele sollen das veranschaulichen: Auf Veranlassung des Gefängnispfarrers beginnt er am 25. Juni 1942 mit seinen Aufzeichnungen in der Zelle. Er beendet seine erste Niederschrift über die Gründe seiner Eidverweigerung: „Ich selber aber will eine lodernde Liebesflamme, ein bereitwilliges Liebesopfer und ein glühender Liebesapostel werden, damit ich gereiche in caritate Christi urgente ad infinitam Dei gloriam ad destruendum peccatum et ad salvandas animas! M.H.C.“ (1,24). Es sind die Lieblingsausdrücke Pallottis, in denen sich die Kristallisationspunkte seiner Spiritualität niederschlagen. „Caritas Christi urget me“ – Die Liebe Christi drängt mich – ist Pallottis Wahlspruch, der nicht nur die innere Verwandtschaft mit dem Völkerapostel Paulus spiegelt, aus dessen zweitem Korintherbrief das Zitat stammt (5,14), sondern einen Blick tun läßt in sein Apostelherz, das von der Liebe Christi – das heißt der Liebe Christi zu ihm und zu uns, aber auch von seiner antwortenden Liebe zu Christus – gedrängt, buchstäblich getrieben ist zu all dem Einsatz, den jeder Apostel neu auf seine ganz persönliche Art leistet. Und das „zur unendlichen Verherrlichung Gottes“ – auch das ein typischer Grundzug pallottischer Spiritualität, die nach allen Richtungen zum Unendlichen drängt. Ein von solcher innerer Glut Gedrängter kennt nichts Ich-süchtiges und Kleinliches mehr, will alles Sündhafte in sich und in der Welt vernichten, will alle Menschenseelen retten helfen.

Man kann solche Formeln natürlich oberflächlich, routinemäßig zitieren. Ihr spontanes, wiederholtes Auftauchen bei Pater Reinisch im Angesicht des Todes läßt jedoch deutlich spüren, daß hier ein Mann dem Herzschlag Pallottis nahegekommen und von seiner geistlichen Inspiration geprägt ist.

3. VERWURZELUNG IN DER SPIRITUALITÄT SCHÖNSTATTS

Damit stehen wir vor der dritten Quelle, aus der er die Kraft zur Lebens- und Todesentscheidung geschöpft hat: die Spiritualität Schönstatts. Hier sind wohl zwei Bemerkungen angebracht, die uns helfen können, Inhalt und Gewicht seiner Aussagen über den Einfluß Schönstatts in seinem Leben zu erfassen.

Der erste Hinweis kann auf schon Gesagtes zurückgreifen. Pater Reinisch war ein Mann organischen Denkens und Lebens – bei ihm gibt es kein mechanistisches Nebeneinander einzelner Elemente des Charakters. Die verschiedenen Quellen sind zu einem einzigen Strom zusammengefließen. Die Schönstattspiritualität ist dabei die letzte, alles einfangende und zusammenfassende Form geworden. Er hat Schönstatt 1934 kennengelernt, seit 1938 hat er am Gnadenort in unmittelbarem Kontakt mit dem Gründer und seinen Mitarbeitern gelebt, hat die Schönstattgemeinschaften – besonders die Schwesternfamilie – und den Gnaden- und Lebensstrom erfahren, der gerade damals als Antwort auf die Herausforderung durch den Nationalsozialismus besonders intensiv war. Er konnte an den großen Exerzitienkursen teilnehmen, die Pater Kentenich Jahr für Jahr hielt, an denen in den dreißiger Jahren jährlich rund 1 000 Priester teilnahmen. Von ihnen ging eine große geistige und geistliche Kraft aus in die deutsche Kirche hinein, sodaß Prälat Wolker Schönstatt „die Tankstelle des deutschen Katholizismus“ nennen konnte. Pater Reinisch wurde von all dem nachhaltig geprägt. Was er an Verwurzelung im katholischen Mutterboden von Familie und Heimat mitbrachte, was ihm gnadenhaft in der Gesellschaft der Pallottiner zugewachsen war, verband sich in den letzten acht Jahren seines Lebens organisch mit allem, was er nun von Schönstatt aufnahm, zu einem einheitlichen Ganzen. Insofern wurde die Schönstattspiritualität für ihn zur letzten Form seiner urpersönlichen Frömmigkeit, und darin reifte er zu seiner menschlichen und christlichen Vollendung.

Die zweite hinführende Bemerkung will – im Abstand von 50 Jahren – die geschichtliche Situation von damals vergegenwärtigen, in der Pater Reinisch gelebt, aus der allein er verstanden werden kann. 50 Jahre sind eine lange, eine sehr lange Spanne, vor allem in unserer schnellebigen Zeit, die ja eine historische Übergangszeit größten Ausmaßes ist. Unendlich viel ist inzwischen geschehen, unübersehbar vieles hat sich verändert. Das möchte ich sagen vor allem auch im Blick auf das Verhältnis zwischen der Gesellschaft der Pallottiner und der Schönstattbewegung. Pater Reinisch markiert mit seinem Leben den historischen Punkt, an dem eine letzte innere Einheit und Gemeinsamkeit zwischen Schönstatt und Pallotti, zwischen der jungen Bewegung und der auf Pallotti zurückgehenden Gesellschaft der Pallottiner als gottgewollte Möglichkeit erschien. Sein eigener Glaubensweg ist von

dieser Sinndeutung historischer Gegebenheit und göttlicher Führungen bestimmt. Nach seinem eigenen Bekenntnis fand er in Schönstatt verwirklicht, was er als Zielsetzung Pallottis kennengelernt hatte. Es wird der charakteristische Ausspruch von ihm überliefert, der seine Auffassung unmißverständlich deutlich macht: wer ein echter Pallottiner sein will, muß Schönstätter sein.

Das hier Skizzierte will weder verteidigend noch anklagend verstanden werden, es will lediglich die geschichtliche Situation mit ihrer immanenten Fragestellung kennzeichnen. Wir wissen, daß die Entwicklung längst weitergegangen ist und die damaligen Möglichkeiten und Zielsetzungen überholt hat. Das Sternbild, das für eine bestimmte Wegstrecke anziehend und wegweisend geleuchtet hat, ist wieder unter den Horizont gesunken. Nicht wenige von uns haben diese Weiterentwicklung mit ihren Enttäuschungen und Wunden schmerzlich erlebt. Im Gedenken an Pater Reinisch mag uns vielleicht ein Anstoß zum erneuten Bedenken göttlicher Absichten und Zielsetzungen geschenkt werden.

So wollen wir denn ein letztes Mal ansetzen und die Verwurzelung Pater Reinischs auch in der Spiritualität Schönstatts nachzuzeichnen versuchen. Was schon vorher charakterisierend gesagt wurde, gilt für diesen Bereich besonders: alle Texte aus seiner Hand, die wir aus den letzten Monaten seines Lebens von ihm besitzen, sind ein einziges Gewebe von Zitaten, Hinweisen und Anklängen aus der Schönstattwelt. Es ist selbst für den Kenner erstaunlich, wie umfassend und tief Pater Reinisch sich die Spiritualität Schönstatts angeeignet hat. Es wäre ein Leichtes, alle wesentlichen Elemente des damaligen Lebensstroms der Bewegung bei ihm zu entdecken und namhaft zu machen. Darum kann es hier natürlich nicht gehen. Wir begnügen uns damit, an einigen zentralen Punkten in das seelische Gewebe hineinzugreifen und die Lebenskräfte zu zeichnen, die uns vor Augen kommen. Sie werden uns helfen, abschließend die Grundlinien der geistigen und geistlichen Gestalt Pater Reinischs wahrzunehmen.

In seinen Aufzeichnungen vom 4. Juli 1942 fragt sich Pater Reinisch selbst: „Was war mir der Gnadenort Schönstatt geworden und was habe ich nun dem Gnadenort Schönstatt zu geben?“ (1,36). Schönstatt ist ihm „Heimstätte“ geworden, „wegen der Geborgenheit, die ich dort erlebte. Zunächst natürliche Geborgenheit: ob der schönen Lage, angenehmen Lebensverhältnisse. Geistige Geborgenheit: ob der außergewöhnlich hochstehenden Persönlichkeit des H. H. Pater Kentenich, ob des hochgelagerten Milieus und der geistvollen Atmosphäre, ob der Sicherheit im Glaubensstoff, ob der Klarheit im Denken und Wollen. Endlich auch geistliche Geborgenheit: wegen der Liebe, die mich dort umgab ... ferner wegen der übernatürlichen Luft der ganzen Familie: Priester, Schwestern, Familienmitglie-

der; endlich wegen des Kapellchens und seines Geheimnisses“ (1,36 f.). Er erwähnt hier zum ersten Mal das Heiligtum, das gnadenhafte Zentrum Schönstatts, und sein „Geheimnis“ –, ein Ausdruck, der damals gebraucht wurde, um die Überzeugung vom übernatürlichen Ursprung Schönstatts, von Schönstatt als Gotteswerk auszudrücken. Für jede Neugründung in der Kirche ist es eine zentrale Sache: daß man überzeugt sein kann von einem göttlichen Eingreifen und einer von Gott geschenkten Sendung. Pallotti hatte – wie wir gehört haben – noch auf dem Totenbett seine gläubige Überzeugung von einer gottgesegneten Zukunft seines Werkes ausgedrückt: „Erit societas haec benedicta a Deo.“ Pater Reinisch teilte sie mit ihm und sah sie in einer inneren Einheit mit Schönstatt. Wenn er selbst auf die Zukunft Schönstatts zu sprechen kommt, gebraucht er eine Form, die uns aufhorchen lassen kann: er hat diesen Neuaufbruch religiösen Lebens erlebt als eine neue Form von Kirche; er nennt Schönstatt „vorwärtsstürmenden Katholizismus“ (1,85), und immer wieder, wie ein Leitmotiv, kehrt der Ausdruck wieder, daß Schönstatt mithelfen dürfe, „eine neue Blütezeit der Kirche“ heraufzuführen.

Das Antlitz der „neuen Kirche“ ist für ihn ganz wesentlich marianisch geprägt. Es gehört mit zum Ergreifendsten seiner Aufzeichnungen, die warme, herzliche Liebe zur Gottesmutter zu spüren, die sein ganzes Erleben durchzieht. Bei aller männlichen Form ist sie doch kindlich geprägt. Es gibt keine Seite, auf der er nicht mehrere Male Maria erwähnt, meistens in der Anrufung, mit der sie in Schönstatt genannt wird: MTA, mater ter admirabilis, Dreimal wunderbare Mutter. Die Gottesmutter muß ihm ganz nahe gewesen sein. Sein persönliches Gottesverhältnis, vor allem seine Beziehung zu Christus, ist für ihn wie selbstverständlich mit Maria verbunden. Christus und Maria sind für ihn lebensmäßig eine Zweieinheit.

Zwei Züge seiner Bindung an Maria sind dabei auffällig. Einmal ist das die Gebundenheit an ihr Heiligtum in Schönstatt. Wie Josef Engling im Ersten Weltkrieg, der sich mitten im Granathagel und ständiger Todesgefahr geistig in das Marienheiligtum in Schönstatt versetzt und dabei die Nähe Gottes erfährt, so geht es auch Pater Reinisch. Er freut sich wie ein Kind, als der Gefängnispfarrer – ein Schönstattpriester – ihm ein kleines Bild vom Innern des Heiligtums mitbringt. Seitdem betrachtet er seine Zelle als ein „kleines Kirchlein“, als „Filiale des MTA-Kapellchens“, und genau hinter dem Tabernakel auf dem Foto bewahrt er als größte Kostbarkeit Christus im Sakrament auf, das ihm sein „Schutzengel“ gebracht hat.

Ein zweiter charakteristischer Zug seiner Verbundenheit mit Maria ist mit einem Ausdruck verbunden, der immer wieder, bis in sein Sterbelied hinein, auftaucht. Er nennt die Gottesmutter mit Vorliebe „das große Zeichen“. Damit greift er etwas auf, was für ihn einen dichten Sinn-kontext besitzt. Zu Beginn des Krieges, 1940, hatte Pater Kentenich dem Exerzitien-

kurs dieses Jahres den programmatischen Titel „Der apokalyptische Priester“ gegeben. Er unternahm in einer Auslegung der Geheimen Offenbarung den Versuch einer heilsgeschichtlichen und zeitgeschichtlichen Aktualisierung dieses urchristlichen Trost- und Orientierungsbuches. Unsere aufgewühlte Übergangszeit mit ihren Wirren, dem Zusammenbruch bestehender Ordnungen und den damit verbundenen physischen wie seelischen Nöten sieht er als Aufruf Gottes zu einer „sieghaften Neuentscheidung für Christus“ und ihren letzten Sinn als „Heimholung aller Auserwählten zum Vater“, zur ewigen Hochzeit. Die Aufzeichnungen Pater Reinischs sind nun durchsetzt mit Zitaten aus diesem Exerzitienkurs. Offenbar hatte die gläubige Zeitdeutung ihn voll überzeugt. Wieder spürt man die geistige Lebendigkeit und die schöpferische Kraft der persönlichen Aneignung, die ihn sein eigenes Lebensschicksal ganz in diesem Licht verstehen läßt. In diesem Zusammenhang steht nun auch seine Schau der Gottesmutter als „großes Zeichen“. Pater Kentenich hatte den Kampf der beiden Zeichen, wie er im 12. Kapitel geschildert wird als Kampf zwischen der Frau und dem feurigen Drachen, in einer Form ausgelegt, die den ewigen Kampf in unserer Zeit mit besonderer Heftigkeit toben läßt. Dabei ist die „Frau“ die Kirche, personifiziert in Maria, der „Drache“ sind die irdischen Mächte und Machthaber als Verkörperung teuflischer Mächte. Maria wird für ihn zu einem „Licht-, Kampf- und Siegeszeichen“ (I,28 u. ö.). Das muß Pater Reinisch innerlich gepackt haben, denn es wird zu einem seiner Lieblingsausdrücke. Seine Liebe zur Gottesmutter, die er seit Kindertagen in sich trägt, die stetig mit ihm gewachsen war, wird nun auch zu einer gläubighoffnungsvollen Zukunftsschau der Kirche: Maria ist – mit einem Ausdruck Vinzenz Pallottis – „der große Missionar, sie wird von hier aus universell fruchtbar sich erweisen. Ich glaube fest, daß von da aus die Blütezeit der Kirche in nächster Zeit mächtig gefördert wird“ (I,46). In dieser Sicht begreift er auch den Sinn seines eigenen Lebensopfers als Saatkorn für diese kommende Blüte der Kirche: „Es muß uns gelingen, antizipierende Lösungen zu schaffen, d. h. Samenkorn zu sein, aus dem später der Baum mit seinen Früchten hervorwächst“ (I,102).

Unsere Umrisskizze der Gestalt Pater Reinischs muß nun noch durch einen wichtigen Zug ergänzt und vervollkommen werden: „Eine ganz gewaltige und harte Schule, Leidenschule ist es, in die mich die MTA nun geführt. Aber auch nur eine solche Schule konnte noch auf meinen Charakter Einfluß gewinnen“ (1,38). In diesem inneren Läuterungsvorgang kommt uns Pater Reinisch auf eine ganz andere Weise nahe – wir können miterleben, wie er an seinen eigenen Schwächen und Fehlern leidet. Heroische Heiligkeit ist in aller Regel nicht Wiegegengeschenk, muß nicht nur erkämpft, sondern mehr noch erlitten werden und ist letzten Endes Geschenk der Gnade.

Das erleben wir bei Pater Reinisch ganz direkt. Er umschreibt in rückhaltloser Ehrlichkeit diesen schmerzhaften Prozeß als „Zusammenbruch“ und läßt uns einen tiefen Blick tun in das lebenslange Leiden an seinen eigenen Schwächen und Grenzen: „Bei der Einstellung zur Ganzheit erlebte ich zu viele seelische, sittliche Zusammenbrüche“ (1,81). Sein Idealismus entzündete sich schnell und leicht für alles Große und Hohe, sein Radikalismus wollte jeden Gipfel stürmen –, und doch erlebte er immer neu sein Versagen. Das waren für ihn Abstürze, die ungeheures Leid verursachten. Sein ganzes Leben hindurch kam er mit dieser Naturanlage nicht zurecht. Jedenfalls ist seine persönliche Sinndeutung der Situation am Ende seines Lebens ganz klar: „Der gegenwärtige Lebens- und Letztabschnitt ist nicht bloß ein freigewählter und freigewollter heroischer Entscheid für Christus und seinen Triumph, sondern auch eine Ausnützung einer mir aufgezwungenen Entscheidung (Stellungsbefehl mit Treueid); denn Furcht und Flucht vor mir selber sind zutiefst hier die treibenden Kräfte“ (81).

00 In diesem Zusammenhang nun erscheint der Ausdruck, der gerade damals in der Schönstattbewegung entstand und das Streben weiter Kreise inspirierte und orientierte: „In Schönstatt begann man von Blankovollmacht zu sprechen und sie zu leben. Da litt ich unsagbar, daß ich es nicht zustandebringe, mich voll in die Gewalt zu bekommen, und so wurde mir Schönstatt ein Ort hoher Ideale, ein Ort größter Leidensschau an anderen und ein Ort schwersten Leidens ob meines Versagens, verbunden mit der glühenden Sehnsucht: MTA, hilf mir doch, mein P.I. zu verwirklichen“ (81). Blankovollmacht wird in Schönstatt die Grundhaltung des Menschen genannt, der in allem nur noch nach dem göttlichen Willen sucht und ihn mit der ganzen Hingabe des Herzens erfüllen möchte. Dazu gehört auch die Bejahung von Leid, wenn es in Gottes Willen so für mich vorgesehen ist, ja, unter dem Antrieb der Gnade eine gewisse Leidensliebe –; diese Höchstform gelebter Blankovollmacht wird *Inscriptio* genannt. Pater Reinisch ließ sich nun ganz von dieser Strömung ergreifen. Das Ringen um gelebte Blankovollmacht und *Inscriptio* wurde für ihn der Weg, auf dem er in seiner konkreten Situation als zum Tod Verurteilter innerlich zu der menschlichen und christlichen Vollendung ausgereift ist, die Gott für ihn vorgesehen hatte.

00 Im Mittelpunkt dieses monatelangen inneren Ringens mußte für ihn die Suche nach der sicheren Erkenntnis des konkreten Willens Gottes stehen: durfte er den Eid auf Hitler verweigern? Die Einsamkeit des Menschen, der gegen alle Widerstände – nicht nur von den Machthabern, sondern auch von seinen eigenen Obern und Mitbrüdern – nur auf sein Gewissen hört, fällt mit ganzer Wucht auf ihn. In dieser Situation sind Versuchungen, nachzugeben, sind schließlich auch schreckliche Todesängste nur natürlich, sie bleiben ihm nicht erspart. „Hätte ich den Gnadenort nicht gehabt, wäre ich

diesen Weg entweder nie gegangen oder ich wäre sicher abgebogen oder verzweifelt“ (38).

In diesem Zusammenhang muß wohl sein Verhältnis zu Pater Kentenich erwähnt werden, den er ja seit 1938 aus nächster Nähe erlebt hatte. Er wird für ihn in diesem inneren Ringen die entscheidende Gestalt. Auf der einen Seite sagt er von ihm: „Ich habe in Schönstatt unter Pater Kentenich sehr gelitten, weil ich das Gefühl hatte, daß er mich ganz und gar durchschaute, und doch habe ich nie solche Sehnsucht nach einem Menschen verspürt wie nach ihm... Seine Höhenlage machte mir seine ständige Gegenwart manchmal fast unerträglich schwer“ (64). Auf der anderen Seite hat er ein solches Vertrauen zu ihm und auf sein Urteil, daß er die Sicherheit des Herzens über den Willen Gottes nur in Anlehnung an ihn gewinnt. So konnte er seinem „Schutzengel“ im Gefängnis sagen: „Für meinen Schritt trägt Pater Kentenich die Verantwortung. Seine Briefe waren mir wohl eine große Beruhigung und eine gewisse Bestätigung. Aber schließlich trage ich die Verantwortung einzig und allein, weil mein Schritt auf einem freien und ungezwungenen Entschluß beruht“ (54).

Dahinter steht die Erfahrung, daß Pater Kentenich in seiner Art der Seelenführung jedem Menschen grundsätzlich Freiheit ließ, niemals jemandem die Entscheidung abnahm. Doch bei einer leidenschaftlichen Diskussion unter den Patres im Bundesheim, bei der Pater Reinisch seine Position der Eidverweigerung bereits verteidigt hatte, aber viel Widerspruch erfahren mußte, faßte Pater Kentenich seine Haltung zusammen, indem er sagte: „Eines schickt sich nicht für alle! Wenn das Gewissen einem sagt, man soll den Eid leisten, so ist es recht. Sollte das Gewissen den Eid ablehnen, so muß man diesem Gewissensruf folgen.“ Auf einem Abendspaziergang bei einem persönlichen Gespräch hatte Pater Kentenich ihm zum Schluß gesagt: „Folgen Sie so Schritt für Schritt den Zeichen, die die Gottesmutter Ihnen schickt, und wenn es Gottes Wille ist, dann sterben Sie als Opferlamm.“

Zweimal konnte Pater Reinisch sich noch direkt an ihn wenden, der inzwischen selbst Gestapogefangener in Koblenz war, und erhielt auch zweimal Antwort auf kleinen Zetteln, die aus der Zelle geschmuggelt wurden: „Ich habe Ihre Karte ständig vor mir. Ich habe viel Licht und Wärme übrig und könnte Ihnen davon etwas abgeben... Wenn Sie sich im Geiste der ‚Inscriptio‘ ganz loslassen und der Ib. Gottesmutter schenken könnten, dann würde gewiß das heiße Tirolerblut sich etwas beruhigen... Sie sollen Ihr Leben möglichst teuer verkaufen. Und Ihr Lebensweg soll Schönstatt nicht umsonst gekreuzt haben.“ Und: „Sie haben recht, wenn Sie schreiben, daß Sie sich ganz dem Liebeswillen des Vaters im Himmel überlassen. Und wenn Sie der Ib. Gottesmutter treu bleiben, dann wird Ihnen die Letztentscheidung entweder jetzt oder im Augenblick des Todes glücken...“ (53).

Das waren für Pater Reinisch die entscheidenden Orientierungsmarken auf seinem einsamen Weg. Er hat sie nie mehr aus dem Auge verloren, zitiert wörtlich aus diesen Briefen in seinen Aufzeichnungen, er muß sie ganz in sich aufgenommen haben.

So stehen wir jetzt vor dem Ende. „Was war mir der Gnadenort Schönstatt geworden“, hatte er sich gefragt und: „Was habe ich nun dem Gnadenort Schönstatt zu geben?“ Von „Zusammenbruch“ hatte er geschrieben, auch von „Einbruch“ und „Aufbruch“. Jetzt sehen wir, zu welcher Höhe ihn die Gnadenführung Gottes und der Gottesmutter geführt haben: „Herr, Du weißt alles, Du weißt auch, daß ich Dich liebe. Denn mein ganzes Leben ist ja nur ein großer Erweis Deiner Erbarmungen, Deiner Liebe gewesen. Meine Abstammung, Elternhaus, Kindheit, Jugenderziehung, Berufung, Priesterstand, Auserwählung zur PSM und damit Vorbereitung und Erschließung der Gnadenquelle von Schönstatt, alle Bewahrungsgnaden, die in Überfülle in mein Leben eingebaut waren, alle meine Dummheiten..., vor allem aber die Berufung zu diesem Letztentscheid, alles, alles ist Liebe... Unendliche Liebe, laß mich Dich wiederlieben. Vor allem lieben in der jetzigen Endvorbereitung auf den Tod und in der Todesangst. Laß mich nur mehr um Dich kreisen und schenke mir eine gewaltige Vermehrung der Liebe zu Dir, Dreifaltiger Gott, zur MTA, zu den Seelen... Endlich wird dann so und nur so mein P.I. wahr und wirklich: ein liebeglühender Schönstatt-Liebesapostel, der künden darf die Herrlichkeiten und Wunder der Gnade der MTA. Mehr Liebe, Liebe, Liebe! Amen.“ (I,104 f.).

Horacio Sosa-Carbó

Das Charisma der Kindlichkeit – Überwindung von Fehlformen der Religion

Die Spiritualität Schönstatts ist wesentlich geprägt von der Haltung der Kindlichkeit. Man kann Kindlichkeit unter den verschiedensten Perspektiven betrachten und darstellen. Hier soll es unter dem Gesichtspunkt der *Gabe zur Überwindung von falschen Formen der Religion* geschehen. Die Erfahrung zeigt uns, daß jede konkret gelebte Religion immer der Gefahr von Extremen und von Fehlhaltungen und Fehlformen ausgesetzt ist.

Bevor wir uns mit diesen falschen Formen beschäftigen, erinnern wir uns daran, daß Pater Kentenich eindeutig und klar zwischen „kindisch“ und „kindlich“ unterschieden hat. Kindisch ist das Infantile und Unreife, gerade das Gegenteil von dem, was in seiner Sprache kindlich bedeutet. Dabei ist es von Bedeutung, daß er nicht von „Sohn“ und „Tochter“, sondern von „Kind“ sprach. Damit ist etwas Spezifisches ausgesagt, das die ganze Spiritualität Pater Kentenichs durchzieht: die theologische Wirklichkeit ist erfaßt, aber so, daß die existentiellen Folgerungen gezogen werden, die es dem Menschen von heute psychologisch und pädagogisch möglich machen, aus dieser Wirklichkeit zu leben.

In diesem Artikel sollen nicht die theologischen Perspektiven aufgezeigt werden. Allerdings ist es nicht möglich, über dieses Thema zu sprechen, ohne auf die christologische Wurzel des Kindseins zu kommen. Die in Jesus Christus uns allen geschenkte „Filiation“ macht erst den freien Zugang zum Vater möglich. Diese inkarnatorische Letztbegründung wird bei Pater Kentenich immer wieder reflektiert, soll hier aber nur angedeutet, nicht thematisiert werden.

Wenn man auf die falschen Formen des Religiösen näher eingehen will, von denen wir sozusagen „befreit“ werden sollen aufgrund einer existentiell erlebten und gelebten Kindlichkeit, kann man *fünf Fehlformen* unterscheiden. Gleich zu Beginn soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß keine dieser Formen in „Reingestalt“ vorkommt. Es handelt sich um *Typisierungen*, die methodisch übertreiben. Im konkreten Leben wird man jedesmal sehen müssen, wieweit diese Einseitigkeiten tatsächlich verwirklicht sind.

1. Das Charisma der Kindlichkeit befreit uns von einem *unpersönlich-transzendenten Gottesbild*. Es geht dabei um zwei Schwerpunkte. Zunächst um die einseitige Betonung der Transzendenz, der Jenseitigkeit und Anders-

artigkeit Gottes. Dabei verschwindet seine Immanenz, seine Anwesenheit in der Welt.

Eine gesunde Grundeinstellung auf die Transzendenz Gottes war zweifellos typisch für die religiöse Denkweise Pater Kentenichs. Aber sie hielt ein letztes Gleichgewicht, vermied immer die mechanistische Überbetonung der Transzendenz Gottes. Das Organische seiner Denkform kommt hier ganz deutlich zum Vorschein, indem die Transzendenzerfahrung durch die Weltimmanenz Gottes erlebbar vermittelt wird. Anders ausgedrückt: die Erfahrung Gottes wird gemacht in der unmittelbaren Erfahrung dessen, was nicht Gott ist, sondern eben Kreatur. Die einseitige Überbetonung des „ganz anderen“ in Gott ist für Pater Kentenich eine Auswirkung des mechanistischen Denkens, das trennt und auseinanderreißt, was zusammengehört.

Der zweite Schwerpunkt liegt darauf, daß in einer solchen Sichtweise Gott fast notwendig zu einer unpersonalen Größe wird, zu der man nicht in eine echte und tiefe persönliche Beziehung treten kann. In dieser „religiösen“ Form des Glaubens wird der jeglicher „Religio“ eigenen persönlichen Bindungsstruktur das Fundament entzogen. Gott wird zum „Etwas“, von dem man unmöglich geliebt werden kann, das man erst recht nicht lieben kann. Hier lauert die Gefahr des Supranaturalismus, einer ganz einseitigen Wertung des Übernatürlichen. Natur als Vermittlungsmöglichkeit scheidet praktisch aus. „Soli Deo“, „Gott allein“ wird – so „fromm“ die Formel zunächst klingen mag – zu einer subtilen und gefährlichen Form des transzendentalistischen Denkens. Pater Kentenich hat oft diese Formel zitiert, weil er darin ein „idealistisches“, d. h. rein ideenhaftes Denken witterte, das bei allem religiösen Eifer doch person-neutral bleibt. Die Denkkategorie „Person“ war für Pater Kentenich eben nicht nur zentral in seiner Weltanschauung, sondern gerade im religiösen Kontext entscheidend für ein gesundes Gottesverhältnis, das ein personal-ganzheitliches Geliebtwerden und Lieben als Kernerfahrung enthält. Diese Fehlform der Religion betont dann – verständlicherweise – das Lehrmäßige so einseitig, daß sie den Glauben als eine (fast nur) intellektuelle Bejahung orthodoxer Lehrsätze konzipiert. Daraus wird nur zu leicht ein „dogmatistischer Katholizismus“, dem jegliche Wärme der personal erfahrenen Liebe fremd bleibt.

Gerade wenn man annimmt, daß Gott so hoch oben und weit entfernt ist, müßte man gleichzeitig und mit der gleichen Kraft darstellen, daß er auch ganz nah ist, hier, unter uns und in uns: „Dir näher als Du Dir selbst (intimior)“, sagte der hl. Augustinus. Sonst ist er Er eben nur ein transzender Gott.

Das Charisma der Kindlichkeit läßt uns Gott als einen Vater erfahren, der gleichzeitig in „unzugänglichem Lichte wohnt“ und uns im Geist seines Sohnes so nah und zugänglich geworden ist, daß Er sogar „in uns wohnt

und wir in ihm“. Dieses für uns in Christus Wirklichkeit gewordene Charisma läßt uns ganz konkret erfahren, daß es eine Gabe ist, die in die Herzens-Dimension hinein geschenkt wird, wo der Mensch er selbst ist, wo er – ganz ohne eigenes Verdienst! – den Geist Gottes „Abba“ sprechen und singen hört, wenn er glaubt, daß eben diese unverdiente Liebe ihm ganz gehört, denn Gott ist sein Vater.

Für uns Menschen der auslaufenden Neuzeit und anhebenden Postmoderne, die offensichtlich dem Pendeln zwischen Extremen nicht ganz entgehen können, ist dieses Charisma des Kindseins von besonderer Bedeutung. Denn wir sind ja berufen, neue Menschen in Christus zu werden, „Kinder in Ihm“, „Vaterkinder im Vaterkind“, die jenseitig-übernatürlich denken, lieben und leben, aber eben organisch, d. h. nie supranaturalistisch und unpersönlich, sondern immer natürlich-übernatürlich und auf jeden Fall personal gebunden.

2. Unser Charisma der Kindlichkeit bewahrt uns auch vor einem anderen Irrweg im Religiösen, den wir *egozentrischen Heilsindividualismus* nennen können. Diese Fehlform ist charakterisiert durch eine auffallende Sorge um das eigene ewige Heil. Es geht hier nicht um das Extrem des Skrupulanten bzw. psychisch Depressiven – obwohl wir gerade in diesem Zusammenhang uns daran erinnern können, daß Pater Kentenich der Kindlichkeit eine gesundmachende Tiefenwirkung zusprach, die das Heil auch als heilende Kraft erleben läßt. Die Fehlform besteht also nicht darin, daß man Heil erfahren will, sondern in der übermäßigen Sorge um die eigene ewige Rettung. Sie kann zu einer inneren Not werden, die die Seelenkräfte so in Anspruch nimmt, daß sie kaum noch für etwas anderes frei sind. Im Binnenraum der eigenen Gedanken und Gefühle bleibt der Mensch ego-zentriert, und zwar in einer hemmenden Form, die ihn verschlossen macht. Aber gerade das Geöffnetsein vor Gott bringt das Heil. „Effeta“, sagte Jesus zu dem Kranken, „öffne Dich.“ Wenn wir uns dem Vater der Liebe gegenüber öffnen, empfangen wir das Heil. Denn nicht ego-zentrisch, sondern patrozentrisch wird man von Hemmungen und Ängsten geheilt. Die Zentralstellung der ängstlichen Sorge also, der ihr zugemessene Stellenwert ist es, was diese Fehlform ausmacht. Im Hintergrund freilich steht ein negatives Gottesbild. Pater Kentenich hat dem subjektiven Gottesbild, das in den unbewußten Tiefen lebt, eine große Bedeutung zugemessen, und er hat auf den engen Zusammenhang hingewiesen, der zwischen diesem Gottesbild und dem konkreten Vatererlebnis besteht. Das ist ein eigenes, wichtiges Thema, das wir hier nur andeuten können. Es ist natürlich und folgerichtig, daß man vor einem kleinlichen, nur auf Recht und Gerechtigkeit bedachten Gott, der eigentlich ständig nur fordert, Angst hat, diesen Anforderungen

nicht genügen zu können. Das wird aber als Grundbedingung empfunden und gewertet, um „in den Himmel zu kommen“ ...

Daß man gerettet wird – eben nicht sich selbst rettet –, und zwar aus unverdienter Erlöserliebe, aus barmherziger Vaterliebe, das ist der befreiende Kerninhalt des kindlichen Glaubens. Es geht nicht nur darum, an Gott zu glauben – „auch die Dämonen glauben und zittern“, zitiert Pater Kentenich den Jakobusbrief (2,19) –, sondern wir glauben an den Gott der Liebe, der uns so sehr liebt, wie wir selbst uns nicht lieben können, mit einer Liebe, die unendlich und un-verdient mir ganz gehört. Hier fällt mir ein Erlebnis auf einem Priestertreffen ein, bei dem Pater Kentenich von dieser Liebe des Vaters sprach und plötzlich die Anwesenden fragte: „Glauben Sie das?“ Auf Nicken und Bestätigen hin meinte er: „Ich glaube nicht, daß Sie das glauben ...“ Man muß sich dabei natürlich den unnachahmlichen, verständnisvollen und wohlwollenden Unterton vorstellen, mit dem er in solchen Situationen sprach, der so typisch für ihn war. Er kannte das Prozeßhafte des Glaubens eben nicht nur aus fremder Erfahrung. Und noch ein Erlebnis: Nach einem Exerzitienkurs fragte mich einmal eine sehr begabte Frau: Padre, ist es eine schwere Sünde, wenn man gar keine Angst hat, nicht gerettet zu werden? Ich kannte die Dame und ihren Reifungsprozeß im Glauben, der gar nicht leicht war, gerade wegen ihrer intellektuellen Kapazität, und sagte ihr: Nein, in Ihrem Fall ist das sicher keine Sünde. Ganz im Gegenteil! Eigentlich erst jetzt glauben Sie richtig, vertrauen Sie richtig, d. h. kindlich auf Seine barmherzige Liebe. Erst jetzt sind Sie ein echtes freies Kind des Vaters. – Ihr Glaube, anfänglich allzu verstandesmäßig und kalt, mußte manches integrieren, was ihr im Kontakt mit Schönstatt möglich wurde. Aus eigener Erfahrung weiß sie jetzt, worin der Unterschied – „die alles entscheidende und unterscheidende Differenz“ – besteht zwischen einem infantilen, unreifen Glauben und der kindlichen Gläubigkeit als empfangenem und eingeübtem Grundvertrauen auf den Gott, den Jesus „Abba“ nannte. Das Charisma der Kindlichkeit weckt außerdem in uns eine tiefe, bis dahin unbekannte Liebe, die zu einem Impuls wird, anderen davon zu erzählen, sie daran teilnehmen zu lassen. Echte Kindlichkeit wird missionarisch und wächst zu einer gemeinschaftsbezogenen Solidarität, die Heil als Gnade innerhalb der Dynamik einer mit Gott gestalteten Heilsgeschichte erlebt. Kindsein führt also zur verantwortlichen Mitgestaltung der Geschichte aus der aufrichtigen Identifikation mit der „Sache des Vaters“. Seiner Sendung verschreibt sich das Kind, seine tiefsten Anliegen und Wünsche haben alle mit der Sendung seines Vaters zu tun. Für unkindliche Heilsnot ist dann kein Platz mehr. Es setzt seine ganze Kraft dafür ein, daß das Vaterreich kommt. Was also im Himmel das Wesentlichste ist, wird es mehr und mehr auch schon hier auf Erden. Wie sollte es da noch Angst haben, nicht in den Himmel zu kommen ...

Allerdings sollten wir Menschen, die wir in der heutigen Welt leben, uns daran erinnern, daß es wohl eine bestimmte Art von „Heilsnot“ gibt, die Not nämlich, die Jesus beim Anblick Jerusalems spürte und ihn in Tränen ausbrechen ließ: die leidvolle Erfahrung, daß die Menschen nicht wollen, daß sie Nein sagen zu Gott. Wenn der Mensch in seiner Kind-werdung allmählich heranreift, wird er diese Not auch in seinem eigenen Innern verspüren und gleichzeitig wissen, daß sein eigenes „Ja“ noch nicht endgültig gesichert ist. Dann wird er sich noch bewußter der Barmherzigkeit Gottes ausliefern, und das macht ihn noch kindlicher.

3. Die dritte falsche Form von Religiosität können wir *Gesetzesfrömmigkeit* nennen. Dabei finden wir eine doppelte Überbetonung: auf der einen Seite einen äußeren Legalismus, auf der anderen eine moralistische Verkürzung.

Die erste Überakzentuierung ist offensichtlich das Kennzeichen des Pharisäismus gewesen, mit dem Jesus sich auseinandersetzen mußte. Es geht hier um die Beobachtung des Gesetzes um des Gesetzes willen. Bei vielen Gelegenheiten hat sich Jesus dazu geäußert. Er betont unmißverständlich, daß es nicht darum geht, „das Gesetz aufzuheben“, sondern darum, das Innere, die Tiefe, das Herz zu beteiligen. Nicht umsonst gebraucht er Worte der alttestamentlichen Propheten, die eine Art Religionskritik geübt haben. Er wendet sie jetzt auf die frommen Kreise seiner Zeit an, z. B. damals, als die Jünger es unterlassen hatten, sich die Hände zu waschen (Mt 15,1-9). Er antwortet mit den harten Worten des Propheten Jesaja, womit er den Finger in die Wunde dieser falschen Form von Religiosität legt: „Wie gut hat Jesaja von euch geweissagt, als er sagte: Dieses Volk lobt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit weg von mir.“ Hier wird die pharisäische Falschheit aufgedeckt: äußere Beobachtung des Gesetzes ohne innere Hingabe, ohne tiefere Teilnahme des Persönlichkeitskernes. Er kam nicht, um „aufzuheben“ –, aber er konnte auch nicht einfach über diesen oberflächlichen Formalismus hinwegsehen. Hier geht es letztlich um die Tiefenstruktur des Bundes: Liebe um Liebe. Um diesen Bund zu erneuern, ist er gekommen. Die letztbegründende Tat dieses neuen Bundesschlusses sollte gerade seine persönliche Hingabe an Gott, sein Sich-Weggeben auf den Vater hin sein. Alle, die sich durch ihre persönliche Hingabe an den Vater mit einschließen, nehmen dadurch auch an diesem Bundesschluß mit teil. Die Einhaltung der Vorschriften wird dann zum Ausdruck dieser Grundhaltung der antwortenden Liebe. Diese Liebe muß allerdings zunächst empfangen, erfahren werden als die alles grundlegende Wirklichkeit des Bundes. Diese erweckende Grunderfahrung wird im Innern zum ent-bindenden Impuls, der die Liebeskräfte zur Antwort drängt. In Jesus haben wir ja den absoluten Liebeserweis des Vaters. Dazu ist er gekommen, den Vater der Liebe zu offenbaren, ihn erkennbar und erfahrbar zu machen, ihn sichtbar

werden zu lassen. So wird die Beobachtung des Gesetzes zur Konsequenz aus der Anschauung seiner Liebe. Um des Gesetzes willen das Gesetz zu beobachten, ist nicht christlich, ist unkindlich. Es macht die Kirche lahm und ist eindeutiges Symptom ihrer Grundschwäche: der neue Liebesbund in Jesus kennt oft zu wenig Liebeserfahrung, Vatererfahrung, und wird deshalb spürbar anämisch, blutlos. Diese Art von Religion widerspricht der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes und macht den religiösen Menschen zum Sklaven. Zu dieser Freiheit der Kinder, die sich aus ganzem Herzen hingeben, hat uns der Sohn befreit, damit wir uns in ihm ganz dem Vater verschenken können. Der Sohn, die Tochter, das Kind in uns erfährt diese Freiheit – die herrliche Freiheit vom Gesetz – in der Selbst-weggabe an Gott. Das läßt uns begreifen, daß wir berufen und begabt sind, neu geboren zu werden.

Die zweite Seite dieser Fehlform haben wir moralistische Verkürzung genannt, da die Religion hier auffallend stark auf der Moral insistiert – mit spezifischer Betonung auf der Sexualmoral. Ihre eingeschränkte Sicht konzentriert sich fast nur auf diesen Punkt. Diese mechanistisch-einseitige Verkürzung beraubt die Religion ihrer vitalen Kraft der personalen Liebesbindung, so daß die Einhaltung der Moralvorschriften zum wichtigsten Anliegen wird, charakteristischerweise vor allem durch die Betonung der Vermeidung von Sünde. Anstatt eines „Ja“ zum Liebeswerben Gottes mit konsequenter Moral haben wir hier ein „Nein“ zur bösen Tat, ohne personale Ausrichtung auf die Person Gottes, die ja allem Guten erst seinen Sinn gibt. Daß das zu einem wertarmen Formalismus führen muß, ist ohne weiteres verständlich. Hier wird die Einhaltung der Form gefordert ohne entsprechenden Geist. So entsteht leicht eine formalistische Religion. Dann haben wir nicht eine gesunde Kultur von Formen, sondern letztlich einen geisttötenden Formalismus („Die Form frißt den Geist“, hat Pater Kentenich gesagt). Gerade dieser Formalismus läßt den Blick nicht frei werden für eine angemessene Formpflege, deren sinngebende Begründung in der personalen Bindekraft der Liebe besteht. Das Kind hat darum sehr wohl „Moral“, aber es wird nicht „moralistisch“. Sein Hauptanliegen ist nicht die Vermeidung des Bösen, auch nicht einfach sozusagen „personneutral“ das Tun des Guten, sondern es geht ihm zentral darum, Den, der gut ist, ja die Güte selbst ist, durch konkrete Taten der Liebe zu lieben.

Eine ganz nüchterne Hilfe, unsere religiösen Formen weder legalistisch noch moralistisch zu leben, haben wir von der Gründungsurkunde her in der Einladung, Beiträge zum Gnadenkapital zu bringen, d. h. konkrete Liebeserweise zu schenken. Auch wenn das ganz einfache Dinge sind, sie sollen doch immer Ausdruck personaler Liebe sein. Hier zeigt sich letztlich die Freiheitskapazität des Menschen, der liebt, da jetzt nicht eigentlich nach

Lust oder Gefühl gefragt wird, sondern einfältig nur nach Liebe. Diese hat eine alles Ego-zentrische oder alles nur Moralische überwindende Kraft.

4. Das Charisma der Kindlichkeit wird nicht nur empfangen, es muß auch „eingeübt“ werden, damit es sich voll entfalten kann. Das „Nichts ohne uns“ ist bei diesen Charismen, die empfangen werden, besonders wichtig, damit sie wachsen und wir mit-reifen durch die konkrete Erfahrung ihrer in uns wirkenden Kraft. Dabei ist unser Anteil beim Streben sicher nicht gering. Die Sehnsucht nach „mehr“, nach dem Vollkommenen, die der charismatischen Erfahrung innewohnt, wird beim Charisma der Kindlichkeit besonders stark erfahrbar. Der Impuls zum Vater, zur Erfüllung seines Willens, dieser starke Drang, ihn zu lieben, die bis dahin ganz unbekannte Sehnsucht nach ihm, die die Tiefen der Person erweckt, wird nie ganz „still“, sie ist unersättlich. Sie treibt zum Vollkommenen. Der Geist Gottes in uns und wir in Ihm sprechen dieses „Abba“, wir werden gleichsam hineingenommen in eine Dynamik, die von Gott zu Gott verläuft. Daß man bei dieser Ausrichtung auf das Vollkommene nicht zum Perfektionisten wird, ist ein Wesensteil der Gabe der Kindlichkeit. In der Kraft dieses Charismas bleiben wir frei von jeglichem *voluntaristischen Perfektionismus*. Wir werden also in die Lage versetzt, das Vollkommene anzustreben, ohne allein nur auf die Kraft unseres Wollens zu setzen. Man läßt sich zunächst innerlich antreiben, man läßt geschehen, man sehnt sich danach – hier haben wir die Grund-dynamik des Marianischen überhaupt – und man wirkt auch selbst dabei mit. Aber man hat tief innen die befreiende Überzeugung, daß man auch für dieses Wollen-Können die unentbehrliche Kraft empfängt. Für voluntaristische Überanstrengungen, also für eine einseitig vom Willen her bewirkte Anstrengung gibt es keinen Platz mehr. Man spürt jedoch sehr wohl ein forderndes In-Anspruch-Genommen-Werden, das die ganze Person herausfordert, um sie in den Dienst der geistgewirkten Dynamik zu stellen.

Das Mittun des Menschen ist aber nicht perfektionistisch, weil man es nicht so wichtig nimmt, weil man dabei nicht vergißt, daß eigentlich nur der Vater vollkommen ist. Die Forderung Jesu, „vollkommen zu sein wie der Vater“ (vgl. Mt 5,48), kann man kindlich oder unkindlich aufnehmen. In diesem letzten Fall würde man sich gründlich täuschen und unter der Last der Überforderung nur leiden. Wir müssen von dieser hemmenden unkindlichen Grundtäuschung befreit werden, von jener tief eingefleischten Überzeugung, daß wir vollkommen sein müssen, als Bedingung, um der Liebe des Vaters würdig zu sein. Die beglückende Ent-täuschung als geistgewirktes Geschenk gehört zum Charisma der Kindlichkeit. Man weiß nach dieser Ent-täuschung, daß man eben nicht würdig zu sein braucht, daß man weder heilig noch vollkommen sein muß als Vorbedingung, um die ganze Liebe

des Vaters zu empfangen. Dann weiß der Mensch, daß das, was er tut, nicht perfekt sein muß. Darum wird man kraft dieser Gabe auch von der voluntaristischen „Perfektionsfalle“ des „Alles oder Nichts“ erlöst, in die strebsame Menschen nicht selten hineinkommen. Manche machen die Erfahrung, daß das angestrebte „Alles“ doch nicht erreichbar ist, nur um in das andere Extrem des „Nichts“ zu fallen: da das Ganze nicht möglich ist, hört man auf, nach dem Vollkommenen zu streben, wird man erdrückt von der Last des Perfekten und resigniert. Kindlichkeit macht es möglich, das realistische „Etwas“, das ich hier und heute tun kann, auch tatsächlich zu tun, so gut ich kann, ohne mich hemmen zu lassen vom Gedanken an das Unvollkommene meines Tuns. Das ent-täuschende „Etwas“ ist eben die Bedingung meines Mittuns mit dem Heiligen Geist, der immer und auf jeden Fall der Hauptspieler ist und bleiben muß. Daß man dabei aber nicht aufhört, aus kindlichem Herzen heraus nach der ungeteilten Ganzhingabe zu streben, wird noch einmal als ein unverdientes Geschenk erlebt. Die „Scherben“ der nicht erreichten Ziele, des nicht vollbrachten „Alles“ werden vertrauensvoll zum Vater gebracht. Ein unkindlicher Mensch kann das nicht. Er wird von seinem Stolz, von dem empfundenen Würdigsein-Müssen lahmgelegt, er merkt nicht, hat es noch nicht erlebt, daß dieses Unvollkommene eben notwendig ist, um seine voluntaristische Haltung, sein perfektionistisches Streben zu reinigen, von allzuviel Ich zu heilen. Das alles ist keine moralische Schuld, sondern psychologische Fehlhaltung.

Der religiöse Perfektionist wird eigentlich nie richtig froh, denn niemand und nichts ist vollkommen, natürlich auch er selbst nicht und nichts, was er tut. Das Kind dagegen freut sich daran, daß sein Vater vollkommen ist. Die eigene Erbärmlichkeit in all ihren Auswirkungen lernt es Ihm aus freiem Herzen zu schenken. Mit der Zeit versteht es, daß das Unvollkommene eigentlich sein typisches Merkmal ist und bleiben wird. Ja sogar, daß, was erbärmlich ist, Sünde ist, nicht unbedingt ein Hindernis sein muß, sondern in der unlogischen, paradoxen Logik der Kindlichkeit ein direkter Weg in das Herz des barmherzigen Vaters sein kann. In diesem Sinn entdeckt der Mensch von neuem und aus einer zutiefst befreienden Perspektive das paulinische „Sich-Freuen an der eigenen Schwachheit“. Denn er weiß, daß seine Schwäche, wenn sie nicht verdeckt oder verdrängt, sondern kindlich anerkannt und bekannt wird, zur absoluten Garantie wird für die barmherzig-verzeihende Vaterliebe. Wenn er nicht aufhört, wegen seiner immer neu erlebten Erbärmlichkeit den Vater zu lieben, kann er ganz sicher sein, daß alles, absolut alles letzten Endes zum Guten führt. Das Wichtigste in diesem Zusammenhang ist die Einsicht, wie entscheidend es ist, die Liebesbindung nicht zu verlassen. Pater Kentenich zitiert häufig das Pauluswort: „Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Guten.“ Dabei macht er auf diese drei Momente aufmerksam: „alles“, „zum Guten“, und schließlich

das kindliche Beim-Lieben-„bleiben“ („diligentibus eum“, wenn er Röm 8,28 zitierte, nach seiner Gewohnheit oft auf Latein). Das „neue Gottes- und Menschenbild“, das Pater Kentenich der Kirche schenken will, führt nach und nach zu einer inneren Umwertungserfahrung manchen religiösen Werten gegenüber. Das wird mit der Zeit zu einem Umkehrprozeß der ganzen religiösen Mentalität. Ohne tiefe „Metanoia“ zur Kindlichkeit gibt es auf die Dauer kein kraftvolles religiöses Leben, das die dunklen Täler der Postmoderne bestehen könnte.

5. Einen oft nicht ganz offen formulierten Vorbehalt gegenüber unserem Charisma findet man in dem Verdacht, daß Kindlichkeit – auch wenn sie ganz frei ist von Infantilismus – doch zu einer *reinen Innerlichkeit* führen muß, die sich aus der Welt und der Geschichte mit ihren Verpflichtungen zurückzieht. Mit Recht weist man auf manche religiösen Kreise hin, die sich abkapseln und von den Zeichen der Zeit nicht ansprechen und herausfordern lassen. Das „in der Welt“, aber nicht „von der Welt“ wird in solchen Fällen mechanistisch-trennend verstanden mit der Konsequenz, daß diese Art von Religion ihre weltdurchsäuernde Sendung aufgibt. Auf den ersten Blick scheint das in unserer Sprache Kindlichkeit Genannte den Akzent einseitig auf die Ich-Du-Beziehung und die entsprechende Intensität der Innigkeit zu legen. Was man nicht auf den ersten Blick wahrnimmt, ist, daß aus dieser ganz personal und innig gelebten Gottesbeziehung ein Prozeß entsteht, der den Einzelnen mithineinnimmt in „das, was des Vaters ist“, bis zur Übernahme „seiner Sache“, ja bis zur Leidenschaft für ihn und seine Anliegen. In der Art, wie Pater Kentenich Kindlichkeit versteht, wird nicht nur das „In“ und „Mit“, sondern auch und wesentlich das „Für“ betont. Nicht primär, um uns wohlzufühlen, geborgen und behütet zu sein, pflegen wir das Kindsein vor Gott – auch deswegen natürlich –, sondern, um uns Ihm ganz zur Verfügung zu stellen, damit Er seine Pläne mit uns und durch uns verwirklichen kann. Man sollte Kindlichkeit also niemals verwechseln mit intimen religiösen Gefühlen, die nie ausreifen bis dahin, daß man sich ganz selbstlos weggibt an diesen liebenden und geliebten Vater. Erst dann kann man eigentlich von Liebe sprechen bei dieser Art von Kindlichkeit, wenn sie sich als echt erwiesen hat durch dieses leidenschaftliche Engagement für das Reich des Vaters. Das setzt aber voraus, daß man immer sensibler wird für die Zeichen der Zeit, d. h. daß man sich gläubig genug öffnet für die Stimme Gottes aus der Zeit und ihren Ereignissen. Deshalb kann man sagen, daß Kindlichkeit nicht nur nicht welt-abstinent ist aus lauter Innerlichkeit, sondern daß der gläubige Mensch erst durch gelebte Kindlichkeit zum Mit-schöpfer der Geschichte wird. Im Sinne Pater Kentenichs ist diese, zunächst vielleicht ganz harmlos aussehende Gabe, immer bipolar konzipiert und wird erlebt in einer inneren Spannungseinheit: auf der

einen Seite eine tiefe Innigkeit und gleichzeitig – darauf gründend – ein ausgeprägtes Sendungsbewußtsein. Innere und innige Bindung ohne Engagement für die Gestaltung von Geschichte macht Religion zum Opium. Allein von der Dringlichkeit geschichtlicher Herausforderungen zu leben, macht uns zu nervösen Aktivisten. Kindlichkeit verbindet beide Pole durch das organische „und“ – kindliche Vaterliebe und kraftvoll übernommene Vatersendung. So sind wir als kindliche Menschen Bündnispartner und Mitschöpfer in einem geschichtsschöpferischen Glauben. Durch diese Gabe wird es uns möglich, inmitten des Hell-Dunkels der Geschichte doch das Licht der kommenden Herrlichkeit aufleuchten zu sehen.

Das Thema Kindlichkeit bekommt in der Spiritualität Pater Kentenichs eine sonst so nicht bekannte realistische Färbung, weit weg von jedem religiösen Romantizismus. Wir entdecken dabei, daß unser Ringen um Kindlichkeit einen wesentlichen Beitrag darstellt, um die Kulturen des dritten Jahrtausends mitzugestalten. Dazu sind wir berufen und begabt. Für weniger als das wurde Schönstatt nicht gegründet.

Die Gemeinschaft der Seligpreisungen

„Die Katholizismen verschiedener europäischer Länder haben in den letzten Jahren erheblich ihr Gesicht verändert. Geistliche Gemeinschaften verfügen über ihre eigene Spiritualität, bieten Christen neue Gesellungsformen, führen auf neue Weise Laien, Kleriker und Ordensleute zusammen, fördern eine verstärkte Beschäftigung und eine gesteigerte Identifikation mit dem Glauben, während Pfarreien und erst recht Verbände bzw. die katholische Aktion sich schwer tun bzw. mitten in einer ausgesprochenen Selbstverständniskrise stecken. Frankreich ist ein Land mit einer großen Vielfalt an Gruppen und Gemeinschaften dieser Art, an dem sich beispielhaft Veränderungen, die auch anderswo in etwa ähnlich ablaufen, aufzeigen lassen.“ („Gemeinschaftlicher, gefühlsbetonter, kirchlicher“, in: Herder Korrespondenz, April 1992, S. 162 ff.)

REGNUM bemüht sich seit Jahren, das Verständnis für diesen Neuaufbruch der geistlichen Bewegungen in der Kirche und ihre Bedeutung für die „Kirche am neuen Ufer“ zu fördern. Es möchte hier eine dieser neuen Bewegungen vorstellen, die unter ihrem ursprünglichen Namen „Löwe von Juda und das geopfert Lamm“ auch in Deutschland bekannt geworden ist.

An der Wiege der „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ steht die Begegnung engagierter französischer Studenten, die den revolutionären Aufbruch des Mai 1968 miterlebt hatten. Zu ihnen gehörte der Gründer, Frère Ephraïm. 1949 in Nancy geboren, entscheidet er sich nach einem persönlichen Gotteserlebnis zum Studium der protestantischen Theologie an Fakultäten in Frankreich und in den USA. Mehrere Israelaufenthalte vertiefen seine Sympathie für die jüdische Spiritualität und schenken Bauelemente für seine künftige Gründung. Er entfaltet eine große Offenheit gegenüber der göttlichen Vorsehung und wird sich ihrer personalen Führung ganz sicher. Entscheidend wurde die Begegnung mit einer wichtigen französischen Gründung, der „Arche“ von Lanza del Vasto. Hier lernt er seine Frau Jo Croissant kennen. Hier haben sie auch erfahren, daß Gemeinschaftsleben und Familienleben sich nicht ausschließen. Es war wie das Aufleben der Urgemeinde von Jerusalem. Das wurde die Zielgestalt der künftigen Gründung. Im Raum der „Arche“ trifft ihn die Einladung des Geistes Gottes: „Das Himmelreich gehört den Kindern und denen, die ihnen gleich sind.“ Der Gründer bezeugt: „Die Bekehrung wurde radikal. Alles und jedes schien mir neu, meine Augen, mein Herz waren neu.“

Die Bekehrung verlangt von ihm die Trennung von vielen Jugendfreunden. Ein junger Maoist der 68er Jahre wird sein erster Gefährte. Auch er ist auf der Suche nach Gott. Mit seiner Freundin läßt er sich von Frère Ephraïm trauen. Sie stellen sich, unter dem Eindruck tiefer Geisterfahrten, die Frage, ob sie nicht ein gemeinsames religiöses Leben führen sollten. Das evangelische Pfarrhaus wird zum Ort der Bekehrung für viele. Auch seine

Schwester und sein Schwager Philippe Madre schließen sich ihnen an. Ein Studienaufenthalt in den USA zögert die Gründung der Gemeinschaft hinaus. Die Erfahrungen mit charismatischen Gruppen der presbyterianischen Kirche brachten ihm und Jo wertvolle Bausteine. Sie erlebten zahlreiche Heilungen, Frucht der vielen Nachtwachen im Gebet dieser Gläubigen. Sie werden geöffnet für die eschatologische Dimension des Glaubens. Da sie sehr arm waren – nur das Studium war gesichert –, mußten sie ganz elementar das Vertrauen auf die Vorsehung lernen. Erste Versuche des gemeinschaftlichen Lebens nach der Rückkehr 1973 erwiesen sich als sehr schwierig. Das Szenario der Gegensätzlichkeiten ihrer Charaktere und der immer neuen Versöhnungen begleitet sie durch das ganze erste Jahr und läßt sie immer mehr die totale Abhängigkeit von Gott erfahren.

DIE MARIANISCHE UND KIRCHLICHE DIMENSION

Gottes Führung ging weiter. In der Schule vieler Erfahrungen wurde der Gründer immer mehr zum Werkzeug bereitet. Während einer intensiven Gemeinschaftszeit mit Jugendfreunden, die gerade zum evangelischen Glauben zurückgefunden hatten, empfing er „ein unauslöschliches Licht“. In einer Vision sah er Jesus und zu seiner Linken Maria. Jesus sagte: „Das ist meine Mutter.“ Zunächst glaubte Ephraim, es sei eine Verführung des Bösen. Aber die Reflexion machte ihm deutlich, daß die Vision ganz der Botschaft des Johannesevangeliums entsprach (Jo 19,25 ff.). Er erkannte den Realismus der Menschwerdung, „dieses unerhörte und verrückte System eines Gottes, der sich seine Mutter aussucht.“ Er erkannte, daß Maria den Weg ebnet, um das protestantische Erkenntnisprinzip der „sola scriptura“ neu zu überdenken: „Wieviele Dinge, die der Protestantismus als den Schriften fremd ablehnt, sind schriftgemäß, wie z. B. Maria, die schon auf den ersten Seiten der Bibel anwesend ist (Gen 3,15).“ Auf den letzten Seiten ist sie „wie ein Echo, das die Zeiten von der Genesis bis zur Apokalypse durchheilt.“ In den römischen Katakomben findet er das Zeichen der Frau, von der Sonne umgeben, die die alte Schlange besiegen wird.

Große Probleme bereitete ihm die apostolische Sukzession. „Mein Wissen auf diesem Gebiet hatte sich mit Märchen bereichert, von denen eines so falsch war wie das andere..., die jedoch von vielen als unverrückbare historische Wahrheiten angesehen werden.“ An Pfingsten 1975 nimmt er in Rom an einem Treffen der charismatischen Bewegung teil. In der Callistus-Katakombe fühlt er sich 2 000 Jahre zurückversetzt: „Ich ahnte, daß die Kirche dieselbe war, unverändert in ihrem apostolischen Wesen.“ Noch wehrt er sich gegen die Einsicht, daß die katholische Kirche die apostolische ist. Bei einem feierlichen Gottesdienst in St. Peter begegnet er Papst Paul VI.,

„einem kleinen, ganz schwächtigen Mann... Der Eindruck zerbrechlicher Güte ging von ihm aus; der Apparat war nichts im Vergleich zu der evangelischen Armut dieses Wesens, das so viel Liebe ausstrahlte... Ich war erobert.“ Eine Vision vertiefte dieses Erlebnis, und eine „große Liebe zur Kirche“ drang in sein Herz. Die Konversion war die einzig mögliche Schlußfolgerung.

Vom Bischof seiner Heimatdiözese, Msgr. Coffy (damals Bischof von Albi, heute Erzbischof von Marseille) wird er gefirmt. Auf Wunsch von Marthe Robin, der Charismatikerin, mit der ihn eine enge geistliche Freundschaft verband, läßt er sich zum Diakon weihen. „Es gibt Gnaden, die man erst versteht, wenn man sie erhält. Ohne den offiziellen Schritt kann man nicht wirklich katholisch sein. Es ist wirklich etwas ganz anderes, Lebendiges, Wirkliches, daß man Teil eines Körpers ist, in dem die Gnade fließt, vor allem im sakramentalen Leben.“ Dieses neue Leben mit der Kirche und mit Maria führt ihn in die Erfahrung von der Gemeinschaft der Heiligen, besonders durch die Liturgie. „Nachdem ich Maria angenommen hatte, bevölkerte sich plötzlich für mich der Himmel... Ich konnte die Liturgie sehen, die im himmlischen Jersusalem gefeiert wird, aber auch die unwiderstehliche Anziehungskraft, die diese Liturgie auf die Kirche der Erde ausübt.“ In einer schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Todes bringt, erlebt er die Nähe der kleinen Therese und erkennt, daß sie die „Theologin des 20. Jahrhunderts“ ist, weil in ihrem Leben und ihrer Botschaft das Heilandswort existentiell erfahrbar wird: „Das Himmelreich gehört den Kindern und denen, die ihnen gleichen“.

Die Karmelspiritualität ist ihm eine große Hilfe beim Einleben in die katholische Glaubenswelt. Johannes vom Kreuz erschließt ihm das Verständnis für die „Nacht“ in ihren vielfältigen Formen des geistlichen und körperlichen Leidens. Die Weisheit des großen Seelenführers und Lehrers läßt ihn tiefe Zusammenhänge erkennen: „Die große Tragik der heutigen Klöster ist der Verlust einer Anthropologie und daher einer spezifisch christlichen Psychologie: ein Anhauch der Nacht, ein Kampf mit dem Engel wird als Krankheit betrachtet, die nach dem Psychiater, dem großen Seelenzerstörer, ruft. Die geistliche Vaterschaft muß völlig neu entdeckt werden.“

Während des ganzen Gründungsvorgangs ist Marthe Robin Begleiterin, die sein Leben und seine Anschauungen prägt. Die Gründerin der „Foyers de Charité“ hatte ihn auch zur Konversion ermuntert: „Es wird keinen Skandal (in der evangelischen Kirche) geben, das verspreche ich Ihnen. Die Zeit ist gekommen.“ Einige Jahrzehnte vorher hatte sie einer Gruppe von evangelischen Pastoren abgeraten, weil die „Zeit“ noch nicht gekommen war. Die junge Gemeinschaft notierte jedes ihrer Worte, das ihnen „kostbarer als eine Perle“ war.

Nachdem Frère Ephraim diese tiefgreifende geistliche Erfahrung von der Kirche als lebendigem Organismus gemacht hatte, wollte er seine Gründung ganz in diese Kirche integrieren. Nach einer ersten Periode, in der die Treue zum Hauch des Geistes viel stärker im Vordergrund stand als Fragen des kanonischen Rechtes, setzte sich die Erkenntnis durch, daß das eigene Charisma einer juristischen Form bedarf, in der es sich ausdrücken kann. Der Bischof von Albi, in dessen Diözese das Mutterhaus von Cordes liegt, erkannte 1979 die Gemeinschaft zunächst als „Pia unio“ an, wie es im kanonischen Recht vorgesehen war. 1981 und 1983 erarbeitete die Gemeinschaft ihre Statuten, das „Buch des Lebens“, in dem Berufung, Spiritualität und Aufbau der Gemeinschaft erklärt werden. Dieser Text wurde am 1. Januar 1985 von Bischof Coffy kirchlich anerkannt.

CHARAKTERISTISCHE GRUNDZÜGE

Einige Grundzüge der inneren und äußeren Ordnung, die sich die Gemeinschaft gegeben hat, sind interessant.

– Der erste, äußerlich stark ins Auge fallende Zug ist die Zusammensetzung der Gemeinschaft in jedem ihrer Häuser. Es gibt zölibatär lebende Brüder und Schwestern und verheiratete Ehepaare mit ihren Kindern, die in den Hausgemeinschaften zusammenleben. „Ob verheiratet oder zölibatär, wir leben dieselbe Berufung. Alle sind wir ausgerichtet auf das Gottesreich, alle gerufen zur Vereinigung mit dem ewigen Bräutigam unserer Seelen, Jesus Christus. Allein die auf diese Hochzeitsfeier ausgerichteten Wege sind verschieden.“ Die Mönche und Nonnen leben nach den geistlichen Räten und erhalten bei der Gelübdeablegung den Habit, „braun wie das Holz des Kreuzes und weiß wie das Licht der Auferstehung.“ Jedes der inzwischen rund 50 Häuser in Europa, Asien, Amerika und Afrika untersteht einem „Hirten“, der das Gebetsleben und den apostolischen Einsatz der Mitglieder abstimmen muß. Die tägliche Eucharistiefeier ist Lebensnerv der Gemeinschaft. Die liturgischen Feste erfahren eine sorgfältige Ausgestaltung durch Gesang und religiösen Tanz.

– Ein zweiter charakteristischer Zug wird in der Stellung und Funktion der Priester innerhalb der Gemeinschaft sichtbar. Im Lauf der Gründung sind Priesterberufungen aus der Gemeinschaft hervorgegangen. Sie führen ihren priesterlich-inspirierenden Dienst in der Gemeinschaft oder in der Seelsorge der Diözese aus, aber sind nicht notwendigerweise auch die „Hirten“ innerhalb der einzelnen Hausgemeinschaften. Kirchenrechtlich bilden sie eine eigene Vereinigung, die „Priesterliche Bruderschaft“, aber sind in der Diözese inkardiniert.

- Sehr typisch für die Art, wie sich Charisma und Lebensform der Gemeinschaft ausdrücken, ist die Stellung des Gründers. Der leitende Obere, „Hauptmoderator“ genannt, erklärt es so: „Der Gründer besitzt das besondere Charisma der starken Intuition der Gemeinschaft, die er schon am Anfang erhalten hat. Es muß sich aber mit der Zeit noch entfalten, entsprechend den eintretenden Ereignissen und dem Wachstum, zu dem wir fast gegen unseren Willen gerufen sind. Er hat sicherlich kein ‚angeborenes Wissen‘, und zweifellos haben andere an dieser Eingebung teil. Aber er ist vor Gott dafür verantwortlich, und seine prophetische Rolle ist grundlegend. Er regt die Gemeinschaft an, bestätigt und unterweist in den ihm von Gott eröffneten Perspektiven. Sein Wirken ist besonders entscheidend hinsichtlich neuer Gründungen und bestimmter Apostolatsfelder.“ In enger Zusammenarbeit mit dem Gründer wirkt der Hauptmoderator mit seinem Rat.

- Schließlich sticht ein letzter Zug heraus, der die einzelnen Häuser charakterisiert, die in einer nicht voraussehbaren Art teils durch äußere Anregungen – Angebote, Bitten von Bischöfen u. ä. –, teils durch innere Erkenntnisse im Laufe der Jahre entstanden sind. Sie sind jeweils durch besondere Berufungen und Aufgaben gekennzeichnet. Allen gemeinsam ist eine originelle Mischung zwischen kontemplativen und apostolischen Elementen. Aber dazu kommen dann besondere Züge. So ist im *Mutterhaus in Cordes* (Diözese Albi) eine *therapeutische Gemeinschaft von Ärzten, Psychologen und Krankenpflegern* entstanden. Patienten werden behandelt und können bis zu zwei Wochen mit der Gemeinschaft leben, die Mahlzeiten, das Stundengebet und die häusliche Arbeit mit den Brüdern und Schwestern teilen. In regelmäßigen Gesprächen suchen Arzt und Patient zu erkennen, was Gott durch die Erkrankung sagen will und zu welchem Verzicht er auffordert. Eine Gruppenpraxis in Castres begleitet und unterstützt die Arbeit der „Gemeinschaft St. Luc“. Die Nachfrage nach den Grundsätzen und Methoden dieser Einrichtungen ist so groß, daß Ausbildungsseminare für Priester, Ärzte, Psychologen und Gruppenleiter eingerichtet wurden.

In Cordes wirkt auch die Gruppe „*Video-Licht*“, die eine ganze Palette christlicher Video-Kassetten produziert und verbreitet. Seit 1983 gibt die Gemeinschaft eine eigene Zeitschrift heraus, „*Feu et Lumière*“.

Die „*Weißer Abtei*“ von *Mortain* ist *Zentrum der künstlerischen Tätigkeiten*: hier gibt es Malerateliers – eine besondere Betonung liegt auf der Ikonenmalerei. Auch Töpferei, Tanz und Gesang werden gepflegt. In Workshops für sakralen Tanz und gregorianischen Choral wird der Reichtum der Gemeinschaft interessierten Jugendlichen mitgeteilt.

In *Nîmes* unterhält die Gemeinschaft eine eigene Radiostation „*Radio Ecclesia*“. Die Evangelisierung mit Hilfe moderner Medien nimmt einen breiten Raum ein.

Typisch für die Gemeinschaft ist die Suche nach gelebten Antworten auf konkrete Zeitnöte. Aus dieser Haltung erwuchs das Werk „*Mutter der Barmherzigkeit*“, das sich besonders um Frauen und Mädchen kümmert, die eine Abtreibung planen. Hier engagieren sich christliche Familien, die diese Frauen in ihr eigenes Familienleben aufnehmen und ihnen durch ihre menschliche Nähe neu den Sinn des Lebens vermitteln. Die Mutter bleibt in der Familie, bis sie für sich selbst und ihr Kind sorgen kann. Wichtig ist der Gebetsdienst „Fasten für das Leben“. Gruppen von zehn Personen beten und fasten im täglichen Wechsel für eine schwangere Frau, deren Lebensumstände ihnen bekannt sind. Man betet so lange, bis sie sich entschieden hat, ob sie das Kind behalten will. Ein besonderer Telefondienst hilft diesen Frauen in ihrer Notsituation, auch solchen, die abgetrieben haben und oft voll Angst und Schuldgefühl sind.

Häuser in Rom, im Herzen der Kirche, in Casablanca in muslimischem Milieu, in Kabinda (Zaire), im Libanon (Kloster vom glorreichen Kreuz) und vor allem auch in Jerusalem im geistlichen Kontakt mit den jüdischen Wurzeln des Christentums, seit 1986 Haus Aspel am Niederrhein, jetzt auch Schloßborn bei Frankfurt/Main, lassen etwas von der ausgreifenden Weite, aber auch der spirituellen Tiefe und Fülle der Gemeinschaft erahnen. Sie nennt sich seit 1991 „Gemeinschaft der Seligpreisungen“. Schönstatt ist besonders dankbar, daß wir einige Male auf den jährlichen Epiphanietagungen die Gemeinschaft erleben durften. Der Ursprung aus der geistgewirkten Initiative Gottes, die immer je originell ist, schafft eine innere Nähe, die sich an der Andersartigkeit des andern freut und das Miteinander im Wirken für das Reich Gottes sucht.

Die Zitate und Angaben sind entnommen:

Bruder Ephraim, Nachsommerregen. Münsterschwarzach 1987 (vgl. Besprechung in REGNUM 1/1989)

Sondernummer von „Feu et Lumière“, Dezember 1985

Marieluise Becker

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Zweite Bekehrung (IV)

„Kehrt um, denn das Himmelreich ist nahe.“ Diese Umkehr ist nicht ein einmaliges Geschehen, sondern ein lebenslanges Ringen. „Laß, Vater, endlich ganz die Kehr mich finden“ bleibt daher der Sehnsuchtsruf aller, die Gottes Ruf ganz persönlich vernommen haben. In dieser abschließenden Meditation soll noch einmal eine Erfahrung der geistlichen Meister zur Sprache kommen: das Ringen um ständige Umkehr ist wesentlich ein Vorgang des Betens.

UMKEHR ALS GEBET DER HINGABE

Pater Kentenich wollte den Schatz der spirituellen Tradition in seiner Bewegung heimisch machen. Es ist aber eine *Erfahrung der großen MeisterInnen des geistlichen Lebens, daß Umkehr als dynamisches Element christlicher Existenz im wesentlichen beim Beten geschieht*. Natürlich ist „Beten“ dann nicht einfach ein Tun neben anderem. Es ist so etwas wie die alles andere durchdringende Seele des christlichen Lebens. Wem es darum ernst ist mit der Umkehr als Bedingung des Gottesreiches, der muß größten Wert legen auf ein intensives Gebetsleben. Als in Schönstatt seit 1939 die großen Ideale der Blankovollmacht und Inscriptio ins Zentrum des Strebens gerückt waren, mühte sich Pater Kentenich mit großem Ernst darum, seine Familie tiefer in die Geheimnisse der Welt des Betens einzuführen. Einer der letzten Priesterkurse vor seiner Verhaftung handelte darum vom „Wachstum im höheren Gebetsleben“. In Dachau schrieb er mitten in den schrecklichen Verhältnissen eine große Gebetsstudie. Man sollte seine *zentrale These* besinnlich auf sich wirken lassen: *Leben aus der Haltung der Blankovollmacht, der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, verlangt auf die Dauer ein Gebetsleben auf der Höhe der erworbenen Beschauung*.

Damit öffnet sich vor uns die Welt des Gebetes mit ihrem ganzen Reichtum. Wir wollen uns wenigstens einige Einblicke verschaffen, um unsere Sehnsucht zu wecken.

1. *Ständiges Leben in der Nähe Gottes*. Das ist der Ansatzpunkt für jedes ernsthafte christliche Streben: die Sehnsucht nach Gott, nach der inneren Verbindung mit ihm, das Suchen nach ihm und seiner erfahrbaren Nähe in allen Situationen. Was die ostkirchliche Übung des „Jesus-Gebetes“, was fernöstliche Gebetspraktiken möchten, ist die Einübung in das Leben in der ständigen Gegenwart Gottes, damit er mehr und mehr der „Gott meines

Lebens“ wird. Von Anfang an hat Pater Kentenich seine Familie diesen „Wandel in der Gegenwart Gottes“ gelehrt. Für ihn ist diese Einübung ein immer wiederholter *Drei-schritt: Gott häufig im Glauben anschauen – in Liebe mit ihm sprechen – kleine Opfer für ihn bringen*. Darin ist einerseits die Sehnsucht des religiösen Menschen aufgefangen, bei Gott zu sein, andererseits eine Form gefunden, wie dieses Suchen nach der Nähe Gottes mitten in der Welt, im normalen Alltag gelebt werden kann. Gott im Glauben anschauen kann ich überall; mit ihm in Liebe sprechen braucht keine äußere Abgeschiedenheit, es können leise Worte im Herzen sein; die eine oder andere Selbstüberwindung kann gerade durch die Anforderungen des Berufs oder der Aufgabe konkret werden. Wenn man dieses Leben in der Nähe Gottes einübt, wird man spüren, daß es auf die Dauer leichter gelingt und inniger wird.

2. *Betrachtendes Beten*. Es wird dadurch unterstützt, daß man sich eine Zeit im Tag reserviert, in der man konzentriert bei Gott sein möchte. Das kann betrachtendes Lesen eines geistlichen Textes sein – betrachtend heißt dann, daß ich nicht einfach weiterlese, sondern ab und zu innehalte, wenn mich etwas angesprochen hat, auf das Echo in meiner Seele höre und mich frage, was mir das sagen möchte. „Was sagt mir Gott – was sage ich Gott?“, ist der Vorgang. Dasselbe kann auch ohne Buch geschehen, indem ich mich mit Gott und seiner Welt beschäftige. Pater Kentenich hat als *seine Betrachtungsmethode* empfohlen: *mit einem lebendigen Vorsehungsglauben die Erlebnisse des vergangenen Tages „nachkosten“*, indem ich versuche, die Hand Gottes darin zu entdecken. Gott ist immer dabei, wir müssen sein Wirken nur wahrnehmen lernen. Das sollte in der Betrachtung eingeübt werden. Auch hier wird man mit der Zeit ein Wachsen spüren: wenn anfangs das eigene Denken, Nachdenken und Durchdenken stark im Vordergrund steht, wird bei treuem Üben mit der Zeit das Erleben, das Erfahren immer stärker. Ich freue mich über die Nähe Gottes, empfinde eine tiefe Dankbarkeit für ein Geschenk seiner Güte oder erlebe mein eigenes Versagen. „Machen“ kann man das nicht, daß die emotionale Beteiligung stärker wird, aber das Wachstum geht in diese Richtung.

Es gibt dann eine Stufe des Wachstums, die Pater Kentenich in der „Werktagsheiligkeit“ das „*Gebet der Einfachheit*“ nennt: ein liebendes, unreflektiertes Hingegeben-Sein an Gott. Da gibt es kaum mehr komplizierte Denkvorgänge, Geist und Seele (und der Körper!) sind ganz gesammelt. Die große Theresia spricht darum vom „Gebet der Sammlung“. Wenn es allmählich als Dauerhaltung beim Beten sich einstellt, nennt man diese Gebeterfahrung „*erworbene Beschauung*“. Pater Kentenich ist der Überzeugung, daß diese Gebetsstufe für ein ständiges Leben aus der Blankovollmacht notwendig ist.

3. *Sich hineinkämpfen in die Wertwelt Gottes.* Niemand, der es versucht hat, wird meinen, daß sich dieses Wachstum sozusagen problemlos ergibt. Das Nachkosten der Ereignisse unseres Lebens wird uns oft und oft mit harten Zumutungen konfrontieren, wenn Gott uns schmerzliche Erlebnisse schickt, wenn uns sein Tun unverständlich wird. Warum? – die alte und immer neu quälende Frage des Menschen vor Gott. Pater Kentenich nennt darum Beten ein „Sich Hineinkämpfen in die Wertwelt Gottes“. Bis mein Herz zu schmerzlichen und dunklen Erfahrungen „Ja, Vater“ sagen kann, muß ich wieder und wieder beim Beten versuchen, die ganz andere Wertskala Gottes zu bejahen – das eben ist der Vorgang der Umkehr in seiner Tiefe.

4. *Gebet der Hingabe.* Im Letzten ist darum christliches Beten Hingabe, wenigstens Ringen um Hingabe an Gott. Auf allen Wachstumsstufen des Gebetes muß innere Mitte und angezielte Haltung sein: mit dem Herzen und seinen tiefen Schichten Ja zu sagen zu Gottes Wunsch und Willen. Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Wollen ist nur im unablässigen Beten erreichbar.

Öfter zitiert Pater Kentenich Gebete der Hingabe von zwei Meistern des Betens. „Nimm hin, o Herr, durch meiner Mutter Hände / der königlichen Freiheit ganze Spende“ – seine Version des berühmten „Suscipe“ der ignatianischen Exerziten. Und das klassische Gebet des Bruder Klaus: „Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu Dir. Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich fördert zu Dir. Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir.“

Mit diesem Ringen um letzte Hingabe an Gott ist für Pater Kentenich eine Orientierung verbunden in der Frage, *ob ein Christ – jeder Christ – um die Gnade der mystischen Beschauung beten soll oder darf.* In seiner umsichtigen Art rechnet Pater Kentenich gerade auf dem Gebiet der Mystik mit Täuschungsmöglichkeiten. Seine Wegweisung heißt darum: durch nüchternes Ringen um Werktagsheiligkeit und die Pflege eines intensiven Gebetslebens soll sich jeder ausrichten auf immer neue und immer tiefere Umkehr des Herzens zu Gott. Wenn Gott einem Menschen dann in seiner Güte die Gnade der mystischen Beschauung schenken will, findet er die Seele bereit. Aber der Einzelne überläßt es demütig und frei ganz und gar der Entscheidung Gottes. Wohl läßt Pater Kentenich seine geistliche Familie beten: „Gib ihr auf hartumkämpftem Lebenspfad / in reichem Maße die Beschauungsgnad.“ Sehnsuchtsrufe darf der Christ auf dem Weg der Umkehr immer wieder zum Himmel schicken – sie sind letztlich der Ausdruck des Herzens, das sich nach dem ewigen und beglückenden Eins-sein mit Gott in der ewigen Vollendung des Liebesbündnisses sehnt. Dann ist die Umkehr vollendet.

Günther M. Boll

50 Jahre Schönstatt-Familienbewegung

Eine der wichtigsten Familienbewegungen im Raum der katholischen Kirche ist die Schönstatt-Familienbewegung. Am 16. Juli 1992 jährte sich zum fünfzigsten Mal der Gründungstag.

Pater Kentenich hatte 1942 im Konzentrationslager Dachau diesen Zweig seiner Bewegung gegründet. Als er am 20. Mai 1945 heimgekehrt war, hielt er noch am gleichen Tag im Exerzitienhaus einen Vortrag, in dem er seine Zeit in Dachau näher beschrieb. Er bezeichnete das dort in Angriff genommene Familienwerk „1. als das jüngste, aber wichtigste Kind der Schönstattbewegung, 2. als Fundament und Krone des ganzen Werkes, und er sagte 3., daß – wenn er frei zu wählen hätte und nicht schon durch dringende Aufgaben für die nächste Zeit festgelegt sei – er jetzt nach dem Kriege seine eigene Aktivität ganz ins Familienwerk verlegen würd.“¹

Damit ist eine Einschätzung dieses Zweiges der Schönstattbewegung gegeben, die im Raume der Bewegung selbst wohl noch nicht voll rezipiert ist. Das 50. Gründungsjubiläum soll Anlaß sein, einige Gedanken zur Gründungsgeschichte und zu den Feiern des Jubiläums vorzulegen.

1. DER GESCHICHTLICHE VORGANG

1.1 *Vorgeschichte der Gründung*

1932 hielt Pater Kentenich eine Tagung über Ehepädagogik, bei der es darum ging, „daß alle Glieder der Schönstattfamilie ihre natürliche Familie zu erneuern trachten“².

Pater Kentenich geht davon aus, daß eine religiöse Gemeinschaft, die nicht das alltägliche Leben gestaltet, von den Zeitströmungen hinwegemäht wird. Für ihn sind Ehe und Familie der erste Lebensraum, in dem eine solche Gestaltung greifen muß. „Deshalb muß jeder Verband³ die Probe aufs Exempel machen, er muß sich die Frage stellen, was tun wir, um heilige Ehe-Inseln zu schaffen? Katholische Ehe-Inseln zu schaffen, ist unser Ideal, für das wir von hier aus arbeiten.“⁴

Als Folgerung aus dieser Idealformulierung fordert Pater Kentenich eine „katholische Ehebewegung“, die „die katholische Auffassung von der reinen, gottgewollten Ehe“ in die öffentliche Meinung hinausträgt.⁵

Dieses Programm erhält in der Folgezeit insofern konkretere Gestalt, als daß Pater Albert Eise, seit 1931 in Schönstatt, die Aufgabe übernahm, „für eine derartige Erneuerung der Familien zu sorgen, aber noch nicht in Organisationsform“⁶. Pater Eise sollte versuchen, die dargestellte Ehe- und Familienpädagogik zielklar und zielstrebig anzuwenden. Ihr Kern bestand darin, das Liebesbündnis mit der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt „vielen jungen Menschen auf dem Weg zur Ehe sowie in der Ehe und Familie einsichtig zu machen und sie dafür zu gewinnen“⁷.

1.2 Die Gründung 1942

Pater Eise wurde im August 1941 in Koblenz von der Gestapo verhaftet und im November d. J. in das Konzentrationslager Dachau verlegt. Dort traf er wieder mit Pater Kentenich zusammen, der nach seiner Verhaftung im September 1941 im März 1942 ebenfalls nach Dachau eingeliefert wurde.

Im Zugangsblock lernte Pater Kentenich protestantische Pfarrer kennen, besonders Pfarrer Wilms aus der Bodelschwingschule von Bethel, einer Schule für Theologen, Diakone und Diakonissinnen. Er stellte sich die Frage, wozu ihn Gott wohl durch diese Bekanntschaft im Hinblick auf seine Familienbewegung anregen wolle. „Wir können natürlich die Eheleute, die in unserer Schule großwerden, nicht weihen lassen und dann hinaus schicken als verheiratete Priester. Was aber nach der Richtung von Bodelschwing beziehungsweise von Bethel aus getan wurde, das wäre bei uns möglich, wenn wir gleichsam einen Verband von Schönstattfamilien gründen würden.“⁸ Es reifte die Idee, die Organisation der anderen Schönstattgliederungen nun auf die Familien zu übertragen. Pater Eise sollte die Aufgabe übernehmen, das oberste Glied der Familienbewegung aufzubauen.

Eine zweite Erfahrung ging in die gleiche Richtung. Verschiedene Laien baten Pater Kentenich um geistliche Begleitung. Er ging auf die Bitte ein und lernte dabei besonders Dr. Fritz Kühr und Dr. Edi Pesendorfer kennen und schätzen. Im Blick Pater Kentenichs ergab sich das Bild: „Dr. Kühr möchte sich hergeben für das Familienwerk“⁹, also für die Gründung der obersten Gliederung, und Dr. Pesendorfer, um die Marienbrüdergemeinschaft in den Stil zu stoßen.“¹⁰

Am 16. Juli 1942 fand um 16 Uhr auf Block 14, Stube 3, die Gründungsfeier statt.¹¹ Auf dem Arbeitstisch hatte Pater Eise, zwischen Kopfkeilen getarnt, ein Altärchen aufgebaut. Auf seinem besten weißen Taschentuch standen eine kleine Dose mit dem Allerheiligsten und ein Bildchen der Dreimal Wunderbaren Mutter. Zwei Kerzen brannten. In einer Ansprache betonte Pater Kentenich: „Dr. Kühr übernehme durch seine Weihe im besten Mannesalter eine neue Aufgabe im Dienste der christlichen Familie;

die Schönstattbewegung erhalte einer neue Gliedgemeinschaft, die der Welt und Kirche einen außerordentlich notwendigen Dienst leisten werde.“

1.3 Auf- und Ausbau in Liga, Bund und Verband

Dr. Kühr zog nach dem Zweiten Weltkrieg nach Brasilien, wo er 1950 – nach einem Lebensangebot für das Familienwerk – starb. Pater Johannes Tick wurde mit dem Auf- und Ausbau des Familienwerkes betraut. Die ersten Familien trafen sich nach der Gründung an Pfingsten 1947 in Schönstatt.

Zu der zweiten Pfingsttagung traf ein Brief von Pater Kentenich aus Santa Maria an Pater Tick ein, der allgemein als die *Gründungsurkunde* des Familienwerkes angesehen wird. In dem Brief stellt Pater Kentenich fest: „Will die Gottesmutter von Schönstatt aus eine neue menschliche Gesellschaft und einen neuen Menschentyp schaffen, so muß sie notwendigerweise ihre ganze Gnadenmacht auf Schaffung und Vermehrung tragfähiger Schönstattfamilien konzentrieren.“¹² Als Ziel nannte er wieder die Aufgabe der Schönstattbewegung, sowohl als Ganzer wie auch in ihren Teilen: die Schaffung „heiliger Schönstatt-Familien-Inseln, die sich mehr und mehr miteinander vereinigen zu einem gemeinsamen Familienwerk“¹³

Mit der Pfingsttagung 1948 begann die Arbeit der Schönstatt-Familienliga, zwei Jahre später auf einer Folgetagung die des Familienbundes. 1968 konnte schließlich in Anwesenheit des Gründers das „oberste Stockwerk“, das *Institut der Schönstattfamilien*, der Familienverband, ausgegründet werden, dessen Beginn ja in besonderer Weise in Dachau lag.

1.4 Weitere Entwicklungen

In der Zeit seines Aufenthaltes in Milwaukee konnte Pater Kentenich als Seelsorger der deutschen Gemeinde und im Kontakt mit vielen amerikanischen Familien seine Familienpädagogik selbst über lange Zeit hinweg erproben. Ein Ertrag dieser Arbeit war das, was bald als „Hausheiligtum“ bezeichnet wurde. Die Familie als Kirche im kleinen benötigt ein Zentrum, wo sie ihr geistliches Leben entfalten und zeichenhaft darstellen kann. Was für die Gesamtbewegung das „Urheiligtum“ ist, für die Gliederungen und Diözesen die „Filiatheiligtümer“, sollte für die Familie das „Hausheiligtum“ sein. Diese geistlich-pädagogische „Erfindung“ setzte sich sehr schnell bei allen Schönstattfamilien, aber auch anderen Gemeinschaften durch.

Einen entscheidenden Impuls bekam die gesamte Familienbewegung durch die Begegnung mit ihrem Gründer am Gründungsort 1967. Hier deutete Pater Kentenich die vergangene Geschichte, autorisierte Lebensvorgänge, gab wichtige Impulse für die Zukunft.

Eine der ersten Früchte dieser Wegweisungen war 1971 die Einweihung eines „Heiligtums der Familie“ in Schönstatt. Hier fanden die drei jungen Familiengemeinschaften ein geistliches Zentrum. 1985 konnte das „Haus der Familie“ als Schulungs- und Ferienhaus in Besitz genommen werden.¹⁴

2. JUBILÄUMSKONGRESS UND FEIER IN DACHAU 1992

Die drei Familiengemeinschaften trafen sich in diesem Jahr zur Feier und Reflexion ihrer 50jährigen Geschichte und zum Ausblick in die Zukunft.

Vom 16. bis 18. Juli trafen sich über einhundert Familien zu einem internationalen Delegiertenkongreß im Pater-Josef-Kentenich-Haus auf Berg Schönstatt. In gemeinschaftlichen Feiern, Referaten, Arbeitskreisen, in einer Podiumsdiskussion sowie in Gottesdiensten ging es darum, die Vision Pater Kentenichs von Ehe und Familie als Geschenk und Auftrag zu begreifen und dankbar neu anzunehmen.

Am 19. Juli kamen weit über tausend Familien nach einer Sternwallfahrt am Gründungsort Dachau zusammen. Innerhalb verschiedener Gesprächs- und Gebetskreise, in einer Feierstunde am Block 14, in dem 50 Jahre zuvor das Familienwerk gegründet worden war, und in einem Pontifikalamt mit Erzbischof Majdanski aus Stettin versuchten die Teilnehmer, den Geist von Dachau in sich aufzunehmen.

Diese Veranstaltungen deckten die Grundzüge der Familienbewegung auf, ließen ihre innere Dynamik erleben und begründete Hoffnungen für die Zukunft wachwerden. Einige Beobachtungen seien benannt.

2.1 *Eine Laienbewegung*

Das Schönstatt-Familienwerk versteht sich selbst als Familie von Familien für Familien. Es geht darum, Erfahrungen, die Familien selbst in ihrem Leben aus der Spiritualität Schönstatts im Raum der Kirche sammelten, mit Familien auszutauschen und an Familien weiterzugeben. Das Jubiläum zeigte, daß dort, wo Familien als „Subjekt“ kirchlichen Lebens initiativ werden, authentische und lebbare Familien-Spiritualität zur Sprache kommt.

Das hindert nicht eine weitreichende und fruchtbare Zusammenarbeit mit kirchlichen Amtsträgern. So griffen in Vorbereitung und Durchführung die Beiträge von Laien, Priestern (in diesem Fall Schönstatt-Patres) und Schwestern, die die Arbeit in den Familiengemeinschaften begleiten, selbstverständlich ineinander. Gerade unter dieser Perspektive können die Erfahrungen des Jubiläumsjahres als beispielhaft bezeichnet werden.

2.2 *Gewachsenes Selbstbewußtsein*

In einem Referat während des Kongresses stellten Winfried und Dr. Maria Rebbe eine Skizze Pater Kentenichs aus dem Jahr 1947 vor. In dieser Skizze erscheint das „Familienwerk“ als eigenständige Säule im Aufbau der Schönstattbewegung. Pater Kentenich wendet den Aufbau der anderen Lebensstände (Männer, Frauen, Priester) – Wallfahrtsbewegung, Liga, Liga-Mitglieder, Bund, Verband – auf das Familienwerk an.¹⁵

Eine eigenständige Familienwerksäule, die auch in den inneren Kreis der Kerngemeinschaften in der Form von Säkularinstituten hineinreicht, ist insofern bemerkenswert, als damit der eheliche Stand in seiner Wertigkeit voll anerkannt wird. Das ist kirchengeschichtlich – zumal in der Zuordnung zu anderen, der ehelosen Lebensform verpflichteten Gemeinschaften innerhalb eines Gesamtkonzeptes – ein einmaliger Vorgang.

2.3 *Einheit in Vielfalt*

Ein wichtiges Ereignis war der Kongreß für die deutschen Schönstattfamilien insofern, als erstmals alle drei Gliederungen in dieser Weise zusammenarbeiteten und die Sendung ihres Gründers gemeinsam neu aufnahmen. In der relativ kurzen Zeit seit ihrer Gründung ging es in den Gemeinschaften primär um die notwendige Ausformung spezifischer Lebensformen. Sehr deutlich kam mit dem Jubiläum das gegenseitige Wohlwollen der drei Gemeinschaften und die Annahme der gemeinsamen Aufgabe im Apostolat auf der Grundlage der gemeinsamen Spiritualität zum Ausdruck.

Diese Solidarität wurde jedoch nicht nur als Ergebnis eines sinnvollen und begrüßenswerten soziologischen Prozesses verstanden, sondern ist bereits in der Zielsetzung bzw. der oben vorgestellten Konstruktion der Familienbewegung durch den Gründer gegeben.

2.4 *Spirituelle Dynamik und kreative Weitergabe des Glaubens*

Erstaunlich ist die spirituelle Dynamik, mit der während des Kongresses und der Jubiläumsfahrt nach Dachau insgesamt, aber besonders auch in Arbeitskreisen gearbeitet wurde. Die Breite der behandelten Themenfelder (Persönlichkeitsreife, Ehesakrament und Liebesbündnis mit Maria, Familie als religiöse Gemeinschaft und Erziehungsgemeinschaft und ihre Beziehung zum gesellschaftlichen Umfeld, verantwortliche Elternschaft, die Bedeutung des Gesprächs für die Ehe u. a.) zeugt von großer geistiger Beweglichkeit. Gefragt waren nicht zuerst systematische Aussagen zu den Themenbereichen, sondern erfahrungsbezogene Hinführungen und persönliche Zeugnisse und damit eine kreative Weitergabe des erlebten Glaubens.

2.5 Die Generationen miteinander

Weitergabe des Glaubens kann nur gelingen, wenn die verschiedenen Generationen miteinander ins Gespräch kommen. Ein solches Gespräch zwischen den Generationen kennzeichnete das Jubiläum.

Während eines geschichtlichen Rückblicks mittels einer Diaporamenschau stimmten spontan ältere Familien religiöse Lieder ihrer jungen Jahre an. Die jüngeren kannten diese Lieder nicht, hörten jedoch interessiert den älteren zu, aus deren Stimmen die Begeisterung alter Tage klang. Umgekehrt feierten die Älteren begeistert die Gottesdienste mit, die die Jungen mit teilweise selbstkomponierten Liedern gestalteten. Die selbstverständliche Atmosphäre des Glaubens und des Gebetes war die Brücke zwischen den Generationen.

2.6 Begegnung mit dem Gründer

Da die Vision Pater Kentenichs von Ehe und Familie Thema der Feiern war, ging es notwendigerweise auch um eine Begegnung mit ihm als Gründer. Durch zwei Elemente wurde eine solche Begegnung fast handgreiflich.

Einen Abend während des Kongresses gestalteten Familien, die selbst Pater Kentenich begegnet waren. Faszinierend war es, ein junges amerikanisches Ehepaar von Erlebnissen berichten zu hören, die sie als Kinder mit dem Gründer in Milwaukee hatten. Gerade in den Erzählungen dieses Paares konnte man die seelsorgliche Kleinarbeit wahrnehmen, mit der Pater Kentenich Familien während seines Amerikaaufenthaltes begleitete.

Ferner brachte Erzbischof Majdanski, der die gesamten Tage miterlebte, eine anschauliche Nähe zum Gründer. Erzbischof Majdanski, heute Mitglied des Präsidial-Komitees des Päpstlichen Rates für die Familie, war gemeinsam mit Pater Kentenich in Dachau. Er berichtete von den Predigten, die Pater Kentenich für die polnischen Priester im KZ gehalten hatte.

2.7 Gesamtkirchlicher und internationaler Charakter

Doch nicht nur der Erzbischof und die amerikanische Familie trugen zum gesamtkirchlichen und internationalen Charakter des Jubiläums bei. In Dachau stellten bei der Begrüßung Familien aus 14 Nationen ihre Landesflaggen auf. Diese internationale Familiengemeinschaft präsentierte sich in einer selbstverständlichen Kirchlichkeit, die jedoch auch das Ungenügen und die Probleme der Kirche in unserer Gesellschaft zur Sprache brachte. Das Selbstverständnis, als Familie und Familien selbst Kirche darzustellen, ging einher mit einer ausgeprägten Solidarität mit der Gesamtkirche, den Teilkirchen der Diözesen und den Gemeinden vor Ort.

2.8 Ein Angebot für die Kirche

Die Kirche braucht solche und ähnliche Bewegungen, die Bewegung und Aufbruchstimmung bringen. Sie sind ein wirkliches Angebot für die Kirche unserer Tage. Sie geben einen Ausblick, wie sich Kirche in den kommenden Jahrzehnten gestalten kann.

Kongreß und Feier in Dachau signalisieren Elemente dieser kommenden Kirche: eigenständiges und selbstbewußtes Laienapostolat bei gleichzeitiger Solidarität mit den kirchlichen Amtsträgern, Einheit in Vielfalt der Formen und Gemeinschaftsbildungen, spirituelle Dynamik und kreative Glaubensweitergabe, Miteinander der verschiedenen Generationen, Solidarität über den eigenen Kirchturm hinaus.

Anmerkungen

- 1 So Norbert Martin, Dr. Friedrich Kühr. Eine Biographie, Vallendar-Schönstatt 1974
- 2 So in der Interpretation Pater Kentenichs zum 25. Jubiläum 1967, in: Wegweisungen unseres Gründers. Vorträge in Dachau. Vallendar-Schönstatt, 2. Auflage 1992, 40
- 3 Mit „Verband“ ist hier nicht eine Gliederung der Schönstattbewegung, sondern im allgemeinen Sinn ein kirchlicher Verband gemeint.
- 4 Josef Kentenich, Marianische Ehepädagogik, Vallendar-Schönstatt o.J., 8
- 5 Siehe: Marianische Ehepädagogik, a.a.O., 56
- 6 Wegweisungen, a.a.O., 41 f.
- 7 So Pater Johannes Tick in einer Studie im Sonderheft von „Fundament und Krone“ IV/1967: Aus dem Ursprung leben, 6-20, hier: 7
Pater Kentenich bezeichnete die Zusammenfassung der Geschichte durch Pater Tick als „sehr gewissenhaft“ (Wegweisungen, a.a.O., 39)
- 8 Wegweisungen, a.a.O., 43
- 9 Der Familienverband wurde damals „Familienwerk“ genannt. Diese Bezeichnung wurde später auf alle drei Familiengliederungen angewandt.
- 10 So Pater Kentenich: Wegweisungen, a.a.O., 44
- 11 Angaben nach: Engelbert Monnerjahn, Häftling Nr. 29392. Der Gründer des Schönstattwerkes als Gefangener der Gestapo 1941-1945, Vallendar-Schönstatt 1972, 138
- 12 Pater Kentenich zitiert den Brief in seinen Vorträgen in Dachau 1967 vollständig und unterstreicht damit die Bedeutung dieses Schreibens für die Entwicklung des Familienwerkes. Siehe: Wegweisungen, a.a.O., 51
- 13 Ebd.
- 14 Das Institut der Schönstattfamilien hatte bereits das „Haus Nazareth“, der Familienbund den „Josef-Kentenich-Hof“ in Hillscheid erworben.
- 15 Das Referat ist enthalten in der Dokumentation von Kongreß und Dachaufahrt, als Manuskript gedruckt Vallendar-Schönstatt 1992.

Hubertus und Maria-Theresia Brantzen

KLEINER LITERATURBERICHT

Dynamik des Anfangs – Die Kirche im Neuen Testament

Es ist auffällig, daß in den letzten Jahren verschiedene Bücher zur Thematik der Gründung und Entfaltung der Kirche im Neuen Testament erschienen sind. Dabei spielen unsere innerkirchliche Situation mit der starken Kritik an Ämtern und Institutionen ebenso wie die Frage nach einem möglichen ökumenischen Konsens und der Einfluß der feministischen Theologie eine wichtige Rolle. Auch für eine in der Nachgründungszeit stehende Bewegung kann dieser Blick ins Neue Testament wertvolle Hinweise geben für das eigene Selbstverständnis, besonders im Blick auf das Gründungsgeschehen.

Im folgenden weise ich auf einige Bücher hin, die von katholischen, deutschsprachigen Autoren stammen und ein breiteres Publikum ansprechen wollen. Ihnen gemeinsam ist, daß sie bemüht sind, Ergebnisse der historisch-kritischen Bibelmethode in einer Zusammenschau vorzutragen mit Bezug auf die heutige Problematik. Nicht immer kommen sie zu gleichen Ergebnissen (etwa bei Fragen der Verbindlichkeit von Ämtern, Stellung der Frau ...), doch zeigt sich ein breiter Konsens. Wer sich schon länger nicht mehr mit der Thematik befaßt oder aus dem Unterricht zu vereinfachte Vorstellungen von der Gründung der Kirche eingepreßt hat, wird zu neuen Einsichten kommen – auch wenn in der Rückschau von 2 000 Jahren vieles hypothetisch bleiben muß.

W. Kirchsbläger, der Neutestamentler der Theologischen Fakultät Luzern, hat eine ausgewogene und gründliche Studie über die Anfänge der Kirche geschrieben (1). Er versteht sie als biblische Rückbesinnung; d. h. es geht ihm darum, sich auf die Grundlagen des Kirchenverständnisses zu besinnen, wie es in Leben und Verkündigung Jesu grundgelegt und später im Leben der ersten Christen und Christengemeinden und deren Verkündigung weiter entfaltet wird. Es gelingt ihm, ein faszinierendes Bild der Kirche(n) des Anfangs zu entwerfen und die Kontinuität mit der Intention Jesu glaubwürdig darzustellen. Dabei wird klar, daß man die Kirchengründung nicht an einem bestimmten Punkt festmachen kann (einem Geschehnis oder einem Auftrag Jesu), sondern daß es um einen dynamischen Prozeß geht, bei dem die Beziehung zu Jesus der bleibende Bezugspunkt ist und vor allem die Ostererfahrung kirchenkonstituierende Bedeutung hat. Den neutestamentlichen Quellen wird dabei ein großes (und je verschiedenes) Maß an historischer Glaubwürdigkeit zugesprochen, wobei viele Einzelheiten

nicht mehr rekonstruierbar sind. Der soziologische Ansatz wird mitbedacht, doch liegt (etwa im Unterschied zu H. Venetz) die Betonung stärker auf der theologischen Zusammenschau der Fragen, Probleme und Entwicklungen. Der Bezug zur heutigen Problematik wird vorsichtig angedeutet, nur selten direkt angesprochen. K. weist vor allem auf Grundhaltungen hin (neue Lebensqualität, Berufung zum Zeugen, kritische Geschwisterlichkeit ...), die auch heute nottun. Etwas ausführlicher wird das Verhältnis Mann/Frau in der Kirche besprochen, und auch zum Thema ‚Christliches Streiten‘ gibt es nützliche Hinweise.

Da in Jesus von Nazareth die liebende Zuwendung Gottes zu allen Menschen erfahrbar wird und seine Verkündigung auf die Herrschaft Gottes in der Welt ausgerichtet ist, ist kirchliche Gemeinschaft notwendig in der Begegnung mit ihm grundgelegt. „Die Gegenwärtigsetzung von Gottes Liebe durch Jesus von Nazareth ist der grundlegende kirchenbegünstigende Akt seines Wirkens“ (S. 30). „Weil Jesu Absicht die Verkündigung der sich ereignenden Gottesherrschaft ist, ergibt sich als wesentliche Notwendigkeit das Werden einer kirchlichen Gemeinschaft“ (S. 32). Schon während des öffentlichen Wirkens Jesu zeigt sich eine gewisse Strukturierung in der Gruppe derer, die zur Nachfolge gerufen werden (z. B. Schaffung des Zwölferkreises, Vorrangstellung des Petrus, Begleitung der Frauen). Erst die Auferstehung Jesu, wo Jesus nach äußerlichem Scheitern am Kreuz durch den Geist als „Sohn Gottes in Macht“ (Röm 1,4) eingesetzt wird, bringt den Durchbruch für die Konstituierung von „Kirche“ als Gemeinschaft der Glaubenden (S. 34). Dabei spielt die Geisterfahrung, die allen Glaubenden zugänglich ist (vgl. Apg 2,14 ff.), als dynamische Kraft für die Christusverkündigung eine wichtige Rolle.

Bedeutsam für die anfängliche Entwicklung, wie wir sie aus den neutestamentlichen Schriften (besonders lukanisches Werk und Paulusbriefe) erheben können, sind dann vor allem zwei Faktoren: 1. die Bildung einer christlichen Gemeinde in Jerusalem, die sich nur langsam von den Juden abhebt und 2. die missionarische Dynamik, die von der Person des neubekehrten Paulus ausgeht, der Jesus selbst nicht mehr gekannt hat, sich aber vom erhöhten Christus zur Gründung von christlichen Gemeinden im heidnischen Raum berufen weiß. Diese Dynamik ist schon im Wesen der Botschaft Jesu begründet, durch den sich Gott allen Menschen zuwenden will (z. B. Mt 28,19 f.). Die Öffnung zur Weltweite ist unter den ersten Christen nicht ohne große Spannungen verlaufen.

K. zeigt auf, wie es von Anfang an eine Vielfalt in der Verwirklichung kirchlicher Gemeinschaft gegeben hat und das lokalkirchliche Prinzip Geltung hatte, ohne die größere Gemeinsamkeit im Glauben und in der Liebe auszuschließen. Er betont aber auch nachdrücklich, wie Kirche von Anfang an eine „strukturierte Gemeinschaft“ war, wo vielfältige Ämter/Dienste

(charismata) das Wirken des einen Geistes bezeugten, aber auch für Spannungen sorgten (S. 134-158). Ausführlich und ausgewogen wird über den vor- und nachösterlichen Führungsdienst des Petrus gesprochen (S. 103-122) und die Autorität des Paulus gegenüber seinen Gemeinden behandelt (bes. S. 64 f.). Die Ausfaltung von gewissen, noch recht offenen Strukturen geht in nachpaulinischer Zeit weiter, wobei sich durch das Ausbleiben der zunächst bald erhofften Parusie und des zum Teil gedämpften Schwungs der Anfangszeit gewisse Verfestigungen abzeichnen. „Allmählich werden Strukturen erkennbar, die wiederholt auftauchen. Aber von einer Einheitlichkeit kann zu neutestamentlicher Zeit keine Rede sein. Vielmehr müßten wir die neutestamentlichen Gemeinden jede für sich betrachten. Was sie verbindet, ist nicht der einheitliche Aufbau, sondern sind eher Grundhaltungen und Grundanliegen“ (S. 186).

Auffallend ist, wie K. Fragen der Liturgie, auf die Kirche gern reduziert wird, kein eigenes Kapitel widmet, sondern sie beiläufig bespricht (z. B. Eucharistie S. 63 f.), wobei deutlich wird, daß auch hier vieles noch im Fluß ist. Darin zeigt sich, daß sich die Kirche als Glaubens- und Lebensgemeinschaft in Christus versteht und mit ihrem ganzen Leben zum Zeugnis berufen ist.

Ich empfinde das Buch in der heutigen Kirchensituation als wohltuende Klärung wichtiger Grundlagen. Da der Geist nicht nur für die neutestamentliche Zeit und die Auslegung ihrer Schriften versprochen ist, muß die Diskussion über das Kirchenverständnis und vor allem auch das gelebte Zeugnis heute im Kontext globaler Verflochtenheit und christlicher – oft auch katholischer – Aufsplitterung weitergehen.

Der frühere Freiburger Exeget *A. Vögtle* hatte bereits 1988 ein Buch über „Leben und Fragen der jungen Kirche“ veröffentlicht (2). Zusammen mit seinem Schüler und Nachfolger *L. Oberlinner* legt er jetzt ein neues Buch vor (3). Für eine geschichtliche Sicht und die sich daraus ergebenden Fragen sind vor allem zwei Beiträge von Oberlinner wichtig: „Die Apostel und ihre Nachfolger (Nachfragen zu einer geläufigen Vorstellung)“, (S. 9-39) und „Anpassung oder Widerspruch (Die christliche Gemeinde am Beginn des 2. Jahrhunderts nach den Pastoralbriefen)“, (S. 92-114). Im Hintergrund steht die Frage nach der Identität des christlichen Glaubens von Jesus Christus her und die Sorge der Kontinuität in der Weitergabe des Evangeliums. Nach gängiger Vorstellung kommt den Aposteln als Repräsentanten Israels und von Jesus beauftragten Zeugen dabei normierende Bedeutung zu. Der Begriff „Apostel“ wird allerdings im Neuen Testament vielfältig gebraucht – selbst einmal für eine Frau: Röm 16,6 – und es ist kaum möglich, die apostolische von der nachapostolischen Zeit eindeutig abzugrenzen. Unbestritten ist, daß Paulus sich aufgrund seiner Berufung und Sendung als „Apostel“

versteht und daß im lukanischen Werk (Lk und Apg) bezüglich der „zwölf Apostel“ eine Art Konstrukt vorliegt, das vor allem die Kontinuität zwischen dem irdischen Jesus und dem auferstandenen Christus und zwischen dem alttestamentlichen und neutestamentlichen Volk Gottes (Kirche) sichern will. Der Epheserbrief (um 80 n. Chr.) spricht im Rückblick den Aposteln (und Propheten) kirchenstiftende Funktion zu (vgl. Eph 2,20) und begründet diese in ihrer „offenbarungsgeschichtlichen Sonderstellung am Ursprung der Kirche“ (S. 34). Erst in den Pastoralbriefen (zu Ende des 1. Jh's n. Chr.) wird mit (fiktiver) Berufung auf die Autorität des Paulus und in der Sorge um Legitimation und Rechtgläubigkeit klar zwischen „apostolischer“ und „nachapostolischer Zeit“ unterschieden, „allerdings gerade nicht als eine starre Norm, die aus der Vergangenheit, aus der Situation des Apostels einfach in die Gegenwart übertragen werden kann, sondern es geschieht dies in pastoral begründeter Neuakzentuierung der ‚apostolischen‘ Verkündigung des Paulus“ (S. 36). Dabei ist beachtenswert, daß es hier um Nachfolge des Apostels Paulus (und nicht des Petrus oder eines der Zwölf) geht. Während im lukanischen Werk die Kontinuität mehr sachlich (durch eine Art Institution) hergestellt wird, geht es hier um personale Rückbindung und Legitimation. „Apostolisch“ könnte nach Oberlinner im Sinn des NT als „der Verkündigung des Evangeliums entsprechend“ wiedergegeben werden (S. 39).

Das früher erschienene Buch von Vögtle über die „Dynamik des Anfangs“ befaßt sich mit einem weiten Überblick über die Entwicklung des frühen Christentums über drei Generationen hinweg bis in die nachapostolische Zeit. Es ist eine Einladung, an der „Ursprungsgestalt“ der Kirche auch heute Maß zu nehmen. Man spürt deutlich das persönliche Engagement des Verfassers und bekommt einen guten Durchblick in den Fragen der heutigen Exegese.

Vögtle setzt beim Osterglauben an, der zum wichtigsten Impuls eines Neubeginns in Jerusalem wurde und auf weitere Expansion angelegt war. Dann zeigt er das bunte Bild der Jerusalemer Urgemeinde und die Öffnung der Christusbotschaft für alle Völker durch die Hellenisten und besonders durch Paulus mit der wichtigen Weichenstellung auf dem „Apostelkonzil“. Anhand des 1. Korintherbriefes porträtiert er dann „eine junge Großstadtgemeinde – ihr Leben und ihre Probleme“ (S. 70-96). Wie an vielen Stellen kommen auch hier aktuelle Probleme in den Blick (etwa Parteiungen, Mitverantwortung, Rücksichtnahme ...). „Organisationen und Ämter“ (S. 97-135) gibt einen guten Überblick über die heutige (auch ökumenische) Diskussion in der Ämterfrage, wobei auch Fragen der Verbindlichkeit neutestamentlicher Aussagen bis hin zur Kanonbildung angesprochen werden. Man ist sich heute weitgehend einig, daß es im NT Ansätze für eine Art von Lei-

tungs- und Lehramt gibt und auch der Sukzessionsgedanke bereits im Ansatz da ist (in den Pastoralbriefen). Doch gibt es daneben eine Vielfalt von Charismen, die gleichwertig zum Aufbau der Kirche zusammenspielen.

Bereits 1981 hatte *H.J. Venetz*, der Neutestamentler der Universität Fribourg, ein kenntnisreiches, flüssig geschriebenes und provokatives Buch über die Anfänge der Kirche vorgelegt, das breit diskutiert wurde (4). Er wendet sich vor allem an ChristInnen, die „kritisch distanziert zur Kirche stehen, Leute, die an der Kirche leiden und doch nicht so recht von ihr loskommen, Leute, die die Hoffnung nicht aufgeben wollen und nicht aufgeben können“ (S. 20). 1990 ist es in überarbeiteter (4.) Auflage herausgekommen, was seine breite Resonanz zeigt. V. ist einer theologischen Richtung verpflichtet, die stark soziologische Gesichtspunkte einbringt und in der heutigen Diskussion über die Kirche mitreden will. Aufschlußreich für den Verlauf dieser Diskussion ist der Vergleich der ersten mit der vierten Auflage. Neben der Auseinandersetzung mit den meist positiven Echos auf die 1. Auflage und die Tilgung der „androzentrischen Diktion“ hat der Autor im 2. Teil ein eigenes Kapitel über „Frauen in der Urkirche“ eingefügt (S. 153-164) und in der Behandlung der Pastoralbriefe stärker auf „die patriarchalischen Weichenstellungen“ (S. 24) hingewiesen. Im 3. Teil gibt er zusätzlich einen Überblick über die Kirchenlehre im johanneischen Schrifttum, wo das Jesusgeschehen in späterer Zeit neu ausgelegt wird und Fragen bezüglich Strukturen und Ämtern relativ wenig thematisiert werden. Die Verbindlichkeit der Bibel – also auch von dem, was diese Schriften über die Kirche aussagen – besteht für V. darin, daß sie konstant und verbindlich von „der Sache Jesu“ sprechen und diese auf vielfältige, den Bedürfnissen der Christen zu ihrer Zeit und an ihrem Ort angepaßten Weise zur Sprache bringen. „Kirche ist selbst die Leibhaftigkeit der Sache Jesu“ (S. 286). Er möchte dabei keine Stimme missen, auch wenn er auf knapp 300 Seiten nicht alle aufklingen lassen kann. Er versteht Kirche vom Wesen her als „Bewegung“, als gruppodynamischen Prozeß, wo „neue Geschwisterlichkeit“ gelebt wird, wie Jesus sie uns gekündet und vorgelebt hat (vgl. S. 104, 129).

Den ersten Teil des Buches widmet V. denn auch konsequent der Gestalt und Botschaft Jesu: „Die Sache Jesu – oder: wie der Stein ins Rollen kam“. Der Autor ist sich dabei bewußt, daß er in der gedrängten Kürze nur einzelne Facetten des Jesusbildes zeichnen kann. Er sieht ihn als Mann von außerordentlicher schöpferischer Kraft mit einem göttlichen Heilsangebot und der Einladung in eine neue Gemeinschaft, wo der Entrechtete und Schwache seinen privilegierten Platz hat. Nach Jesu Tod und Auferstehung, die nach den ersten Zeugen als Durchbruch des Lebens für alle gedeutet wird,

bleibt er die zentrale Bezugsgestalt, an der sich Kirche immer neu orientieren muß.

Im zweiten Teil geht es dann um „Die Leute der ersten Stunde“, wo neben den Anfängen in Palästina vor allem die Städte Ephesus und Korinth in den Blick kommen, wo Paulus beim Kirchenaufbau und der theologischen Durchdringung der „Sache Jesu“ ein gewichtiges Wort mitredet. Hier werden soziologische Erkenntnisse konkret eingebaut und z. B. gezeigt, wie in Palästina das Synagogeninstitut und im griechischen Raum die profanen und religiösen Vereinigungen die Gestalt der Gemeinden mitgeprägt haben. V. ist es ein wichtiges Anliegen zu zeigen, daß in dieser Zeit eine Vielfalt von Charismen die Dynamik der Kirche bestimmte, die einer bestimmten Ordnung bedurften, in der aber die Grenzen von Funktion und Amt noch fließend waren (z. B. S. 146). Nebenbei kämpft V. immer auch gegen heutige Zustände in der Kirche, etwa eine zu enge Vorstellung vom „Amt“ oder gegen die Aufteilung in „Kleriker“ und „Laien“. Bei der Behandlung der Frauen in der Kirche wird das „Prinzip Gleichberechtigung“ (S. 156) betont, das aber selbst von Paulus nicht in allem konsequent durchgehalten wurde.

Im dritten Teil kommen dann vor allem jene Männer zur Sprache, welche die Anfänge nicht mehr direkt miterlebt haben und in der Zeit nach dem Bruch mit den Juden und in ständiger Auseinandersetzung in heidnischer Umwelt das Erbe Jesu weitergaben. Dabei werden in verschiedenen Schriften je verschiedene Kirchenmodelle vorgestellt, die aber alle – mit Ausnahme des johanneischen Schrifttums – dem Amt eine größere Bedeutung zumessen. Für die weitere Entwicklung der Kirche haben dann vor allem die Pastoralbriefe mit Berufung auf Paulus einen gewichtigen, nicht immer glücklichen Einfluß gehabt. Einerseits haben sie die Kirche stark nach der soziologischen Vorstellung des griechischen Hauswesens gesehen und in Auseinandersetzung mit gnostischen Strömungen als Norm des Christlichen die apostolische Hinterlassenschaft und die wahre/reine Lehre herausgestellt. Die hierarchische Dreigliederung – Bischof, Presbyter, Diakon – hat hier ihre Wurzel, auch wenn die Funktionen damals noch offen und in vielem einander ähnlich waren. V. bringt diese Zeugnisse aber nicht diskreditierend ins Spiel, sondern erklärt sie aus der Situation einer „flauen Zeit“, wo der Enthusiasmus der Anfangszeit abgekühlt ist.

Die Hauptanliegen seines Buches faßt V. so zusammen: „Wir konnten feststellen, daß uns das Neue Testament auch verschiedene Modelle von Gemeindebildungen und Kirchenleitungen verrät. Von ihnen darf nicht abgesehen werden. Sie geben uns beredtes Zeugnis dafür, daß die Gemeinden zur Zeit des Neuen Testaments ziemlich frei und angstlos nach Möglichkeiten suchten, die Sache Jesu leibhaftig werden zu lassen. Und gerade das ist für uns der springende Punkt. Nicht die Modelle sind maßgebend und verbindlich, nicht die Einrichtungen und Amtsbezeichnungen. Maßgebend und

verbindlich für uns ist die von der Sache Jesu her eröffnete *Freiheit*, mit der wir für *unsere* Zeit nach Mitteln und Wegen suchen sollen, damit die Sache Jesu in *unserer* Welt Gestalt annehme, damit sich *Kirche heute* ereignen kann“ (S. 279 f.).

V. hat ein persönliches, engagiertes Buch geschrieben, worin er auch zu heutigen Fragen pointiert Stellung nimmt. Neben der Betonung der geistgewirkten Freiheit zeigt sich aber meiner Meinung nach auch eine antiinstitutionelle und antihierarchische Tendenz, die die Problematik einer heutigen Weltkirche nicht genügend berücksichtigt. Er weiß aber, daß der Exeget hier nicht das letzte Wort hat und die Orientierung an Jesus anspruchsvoll ist.

Die schon 1983 auf Englisch erschienene Studie von *Elisabeth Schüssler Fiorenza* (5) – einer Amerikanerin deutschen Ursprungs – ist keine übliche Darstellung der frühchristlichen Entwicklung. Es ist das Buch einer engagierten Feministin, ein methodisch weitausholendes, parteiisches, kritisch hinterfragendes Plädoyer für die gleichberechtigte Stellung und den gleichberechtigten Beitrag der Frauen im Verlauf der frühchristlichen Bewegung. Es sprengt den Rahmen dieses Überblicks, die Grundlagen einer kritisch-feministischen Hermeneutik darzustellen, die fast ein Drittel des Buches ausmachen (S. 28-136). Zwei Pfeiler tragen diese Konstruktion: 1. die Einsicht von der durchwegs androzentrischen Sprache und – als ständiger Verdacht – die androzentrische Selektion historischer Traditionen; 2. das Patriarchat als wichtigste soziologische Gegebenheit, welche das jesuanische Erbe verfälscht hat und von dem es sich zu befreien gilt (bis heute!). Sie schreibt: „Meine Untersuchungen in diesem Buch haben ein zweifaches Ziel: Sie versuchen, die frühchristliche Geschichte als Frauengeschichte zu rekonstruieren, nicht nur um in die frühchristliche Geschichte die Geschichte(n) der Frauen zu integrieren, sondern auch, um diese frühchristliche Geschichte als Geschichte von Frauen und Männern zurückzugewinnen. Dabei verstehe ich mich nicht nur als feministische Historikerin, sondern auch als feministische Theologin. Die Bibel ist mehr als eine Sammlung historischer Schriften. Sie ist Heilige Schrift – Evangelium – und richtet sich an ChristInnen heute. So inspiriert sie nicht nur die Theologie, sondern auch das Engagement vieler Frauen heute. Solange jedoch die Geschichten und die Geschichte von Frauen in den Anfängen des frühen Christentums nicht theologisch als integraler Bestandteil der Verkündigung des Evangeliums begriffen werden, bleiben die von Männern formulierten und kodifizierten biblischen Texte und Traditionen frauenunterdrückend“ (S. 13).

Dieser erste Teil hat den Vorteil, daß Sch. F. die Karten offen auf den Tisch legt und man sich mit ihr zuerst auf der ideologischen Ebene auseinandersetzen muß. Daß dabei jede(r) auch ihre/seine ideellen Voraussetzun-

gen ins Spiel bringt, ist zu beachten (S. 16). Ob man z. B. dem Kanon des Neuen Testaments als Ausdruck des authentischen christlichen Glaubens zustimmt, ist eben eine Frage des Glaubens, wobei jedenfalls wichtig ist, daß eine historische Sicht möglichst viele Quellen berücksichtigen muß. Und die Festlegung geschichtlicher Entwicklung als ständiger Kampf um die Macht ist eine Einseitigkeit, die ergänzt werden muß und durch das christliche Ethos auch tatsächlich ergänzt worden ist.

Im zweiten Teil geht es um „Frühchristliche Frauengeschichte als Geschichte der Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten“ (S. 137-295). Die Autorin verfolgt die Spuren, die das Wirken von Frauen in der urchristlichen Literatur hinterlassen hat (eine Art „Spitze des Eisbergs“), um daraus weitreichende Folgerungen für die absolute Gleichstellung von Frau und Mann zu ziehen – auch bezüglich Leitungämtern und Eucharistie. Daß die natürlichen Unterschiede von Frau und Mann in christlicher Sicht vor Gott in keiner Weise mehr Bedeutung haben, ist eine Behauptung, die sich in dieser Radikalität nicht nachvollziehen läßt. Andererseits ist zuzugeben, daß der Part der Frau zu wenig zur Geltung kommt und gelegentlich auch bewußt heruntergespielt wurde. Kronzeugen für ihre Sicht sind Jesus und Paulus. Die Gottesbeziehung Jesu wird – bezeichnenderweise! – hauptsächlich in der Beziehung von Sophiagott und Kind der Sophia gesehen, womit dieser Sophiatradition (gegen die Abba-Tradition, Vater-Sohn-Beziehung) ein ungebührliches Gewicht zukommt. Daraus die Folgerung: „Sophia, Jesu Gott, will das Ganz-sein und die volle Menschlichkeit aller und befähigt daher die Jesusbewegung, eine Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten zu werden“ (S. 183). Frauen gehören zu den ersten Nachfolgerinnen Jesu und haben beim Durchbruch der Jesusbewegung zu den Heiden eine entscheidende Rolle gespielt (verwiesen wird vor allem auf die syrophönizische Frau in Mk 7,24 ff., die zur „Vormutter“ aller HeidenchristInnen geworden ist – S. 187).

Die Darstellung der Mission in der Apostelgeschichte muß nach Sch. F. korrigiert werden. Frauen haben nicht nur in den Hauskirchen eine entscheidende – und leitende – Rolle gespielt, sondern waren aufgrund gleicher Geistbegabung auch führende Missionarinnen, wie es auch Paulus in seinen Briefen bezeugt (vgl. Apg 18,2; Röm 16,3). Diese Frauen sind dadurch mit dem herrschenden sozialen System vielfältig in Konflikt geraten. Eine herausragende Bedeutung für die Gleichstellung von Frau und Mann kommt der Stelle Gal 3,28 zu (S. 255-295). Nach Sch. F. ist die Aussage nicht Paulus zuzuschreiben, sondern ist die Übernahme einer älteren Tradition, welche die fundamentale Gleichstellung aller ChristInnen herausstellt.

Paulus selber hat diese radikale Position nicht in allem durchhalten können und sich wegen auftauchender Probleme in den Gemeinden wieder vermehrt herrschenden sozialen Strukturen angepaßt (vgl. bes. 1 Kor 7; 11-14).

Folgenreich war vor allem auch der Gebrauch der Metapher „jungfräuliche Braut“ für die Kirche und die Charakterisierung seines Apostel-seins als „Vaterschaft“. Er hat damit einen Rückschritt „zur Wiedereinführung von patriarchalen Werten und Geschlechterdualismen“ (S. 294) getan.

Im dritten Teil „Die Konflikte aufspüren. Patriarchat und Amt“ (S. 297-407) ihrer anspruchsvollen Untersuchung zeigt Sch. F., wie in nachpaulinischer Zeit die egalitäre, herrschaftsfreie Lebensweise Jesu von patriarchalen Strukturen (etwa in den Haustafeln Kol 3,18-4,1; 1 Petr 2,11-3,12) immer stärker verdrängt und das kirchliche Amt immer mehr zu einer exklusiven Domäne von Männern wird. Einen verhängnisvollen Einfluß hat dabei auch die Vorstellung der Kirche als „Hauswesen Gottes“ gespielt, wie sie in den Pastoralbriefen entwickelt wird. Die „neue Familie“ wird so zum patriarchalischen Haushalt nach griechisch-römischem Vorbild, wo nicht mehr die Freiheit und Dynamik des Geistes, sondern Ordnung, Gehorsam und Unterwürfigkeit bestimmend werden. Diakonia als Tischdienst und Verkündigung werden auseinandergezogen: die orthodoxe Lehre wird Sache der Männer, die christliche Orthopraxis wird den Frauen zugewiesen. Doch zeigt sich nicht nur diese negative Entwicklung. Im Markus- und Johannesevangelium haben sich Traditionen erhalten, die Frauen als „Paradigmen wahrer Nachfolge“ aufzeigen – Maria von Magdala spielt dabei eine herausragende Rolle. Auch gilt der Aufruf in die Leidensnachfolge Jesu und zu herrschaftsfreier Leitung (bei Mk) allen in gleicher Weise. Johannes zeigt am Beispiel Jesu, wie der Liebesdienst allen als Aufgabe gestellt ist und ohne Herrschaftsstrukturen auskommt: „Die VerfasserInnen des Markus- und Johannesevangeliums haben es der christlichen Kirche unmöglich gemacht, die Aufforderung Jesu, ihm auf dem Weg des Kreuzes nachzufolgen, zu vergessen. Wo immer daher das Evangelium gepredigt und gehört, verkündet und gelesen wird, ist nicht völlig vergessen, was die Frauen getan haben ... Das ‚Licht scheint in der Finsternis‘ patriarchaler Unterdrückung und patriarchalen Vergessens, und diese ‚Finsternis hat es nicht überwältigt“ (S. 407).

Ich habe Frau Schüssler Fiorenza bewußt direkt zur Sprache gebracht. Es geht zunächst darum, ihr Anliegen – und das vieler Feministinnen – zur Kenntnis zu nehmen und sich von vielen Erkenntnissen in Frage stellen zu lassen. Die Lektüre dieses Buches zeigt aber auch die Einseitigkeit und ideologische Befangenheit der Autorin, die auf eine Machtkonfrontation hinausläuft. –

Dieser Überblick über einige neuere Untersuchungen hat wohl deutlich werden lassen, daß es bei der Darstellung der Ursprünge der Kirche um das Prozeßhaft-Dynamische der Entwicklung geht, um Kirche als „Bewegung“, so daß sich eine Vielfalt von Entwicklungslinien zeigt und Glaubensinhalte

und Strukturen weniger betont werden als in früheren Darstellungen. Das christliche Ethos wird fast durchwegs als „neue Geschwisterlichkeit“ gesehen, worin die gleiche Würde und gemeinsame Verantwortung aller Glieder in der vom Geist gewirkten Vielfalt ausgedrückt wird. Die Spannung zwischen Bewahrung und Anpassung wird zumeist im Sinn einer „schöpferischen Treue“ zum Ursprung verstanden, die in jeder Epoche neu gesucht werden muß, bei der sich auch Einseitigkeiten und Engführungen zeigen. Vieles an diesen Akzentuierungen können wir aus der Erfahrung unserer Spiritualität bestätigen, anderes müssen wir gerade aus solchen Erfahrungen hinterfragen und ergänzen.

Anmerkungen

- 1 Walter Kirchschräger, Die Anfänge der Kirche. Eine biblische Rückbesinnung. Graz-Wien-Köln 1990, 207 S.
- 2 Anton Vögtle/Lorenz Oberlinner, Anpassung oder Widerspruch. Von der apostolischen zur nachapostolischen Kirche. Freiburg 1992, 155 S.
- 3 Anton Vögtle, Die Dynamik des Anfangs. Leben und Fragen der jungen Kirche. Freiburg 1988, 215 S.
- 4 Hermann-Josef Venetz, So fing es mit der Kirche an. Ein Blick in das Neue Testament. Zürich⁴ 1990, 303 S.
- 5 Elisabeth Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München-Mainz 1988, 426 S.

Paul Zingg

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Sechszwanzigster Jahrgang 1992

INHALTSVERZEICHNIS

I. ZEICHEN DER ZEIT

- Boll, G. M.*: Ehelos – und/oder ganzer Mensch? Heft (1) 1
–: Ansteckende Heiligkeit (3) 97

II. ABHANDLUNGEN

- Becker, Marieluise*: Die Gemeinschaft der Seligpreisungen (4) 167
Boll, Günther M.: Pater Franz Reinisch (4) 145
Errázuriz, Francisco Javier: Gründungscharismen (2) 49
Frömbgen, M. Erika: Tiefenpsychologie als Erkenntnisweg
in der Theologie heute (I) (2) 60
–: Tiefenpsychologie (II) (3) 108
Hartmann, Stefan: Marianische Voraussetzungen des Glaubens (3) 119
Kentenich, Joseph: Aszetisches Schuldgefühl (1) 14
–: Inscriptio (3) 127
Lejeune, René: Karl Leisner und das neue Europa (1) 24
Locher, Peter: Umgang mit Schulterleben (1) 3
Sosa-Carbó, Horacio: Das Charisma der Kindlichkeit (4) 157
Schlosser, Herta: Vom Patriarchat zum Matriarchat? (3) 99
Wickert, Ulrich: In Maria gegründet (II) (1) 17

III. SCHÖNSTATT SPIRITUELL

- Boll, G. M.*: Zweite Bekehrung
–: (I) Ein zentraler Vorgang christlichen Lebens (1) 31
–: (II) Gleichförmigkeit mit Gottes Willen (2) 71
–: (III) Umkehr als Ringen um innere Freiheit (3) 124
–: (IV) Umkehr als Gebet der Hingabe (4) 173

IV. SCHÖNSTATT INTERNATIONAL

- Catoggio, Juan Pablo*: Jubiläum '92 (2) 75
Gemperle, Josef: 700 Jahre Bund der Eidgenossenschaft (1) 35
Czarkowski, Hans M.: 50 Jahre Marienbrüder (3) 129

<i>Brantzen, Hubertus und Maria-Theresia:</i>	
50 Jahre Familienbewegung	(4) 176

V. LITERATURBERICHT

<i>Albrecht, Barbara:</i> Psalmen	(2) 84
<i>Zingg, Paul:</i> Kirche im Neuen Testament	(4) 183

VI. BUCHBESPRECHUNGEN

<i>Les évêques de France:</i> Catéchisme pour adultes (M. Becker) ...	(1) 43
<i>Falkner, A./Imhof, P.</i> (Hrsg.): Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu (M. Gerwing)	(2) 94
<i>Gerwing, M./King, H.</i> (Hrsg.): Gruppe und Gemeinschaft (B. Albrecht)	(1) 47
<i>Lettmann, R.:</i> Zeugen des Glaubens (B. Albrecht)	(3) 143
Maria, die Mutter unseres Herrn. Evgl. Handreichung (B. Albrecht)	(1) 44
<i>Müller, M.</i> (Hrsg.): Plädoyer für die Kirche (N. Martin)	(3) 144
<i>Nouwens, H.:</i> Nimm sein Bild in dein Herz (B. Albrecht)	(1) 45
<i>Ratzinger, J.:</i> Zur Gemeinschaft gerufen (B. Albrecht)	(3) 142
<i>Tellechea, I.:</i> Ignatius von Loyola (M. Gerwing)	(2) 93